



31. Dezember 1918

HERMAN KRANOLD - VÖLKERBUND UND VÖLKERBUND

JE mehr wir uns den Friedensverhandlungen nähern, um so aktueller wird die Frage des Völkerbundes, die ja, zum mindesten theoretisch, auf der Friedenskonferenz eine Rolle zu spielen bestimmt ist. Publizistisch ist diese Frage vielfach behandelt worden, seitdem der Präsident Wilson den Völkerbund als sein politisches Ziel aufgestellt hat. In Deutschland, wo man sich anfangs dieser Idee gegenüber ziemlich ablehnend verhielt, hat man sich später ihrer mit besonderer Energie bemächtigt, entsprechend dem allgemeinen Umschlag, der in der Friedensfrage erfolgt ist. Dieser Umschlag war aber zu jäh, als daß er innerlich hätte begründet sein können. So zeigen alle diese Publikationen daher eigentlich nur das Bestreben sich mit einem Schlagwort abzufinden, das nun einmal in die Debatte geworfen ist. Von einer tiefen Erfassung des Gegenstands ist aber kaum die Rede. Daß es sich hier um das Problem handelt, wie die Völker neben einander leben können, ohne daß eines in die Freiheit des andern eingreift, und so, daß jedes seine Selbständigkeit bewahrt, aber auch jedes die Mittel hat seine Kräfte zu entfalten, den Weg seiner eigenen Entwicklung zu gehen: daß man solchem Ziel nicht durch irgendwelche Bundesparagrafen sondern nur durch organische Gestaltung des wirklichen Lebens von Grund auf, durch die Erfassung und Zusammenfassung der Völkerkräfte unter dem Gesichtspunkt der höchsten Leistung näherkommen kann, davon findet sich in all den zahlreichen Schriften über die Völkerbundsfrage keine Spur. Die besten von ihnen, die des frühern Abgeordneten Matthias Erzberger und die des österreichischen Liquidationsministerpräsidenten und Völkerrechtslehrers Heinrich Lammasch, bleiben vollständig im Formalrechtlichen stecken.¹⁾ Und auch die Übersetzung der bekannten Schrift des Viscounts Edward Grey of Fallodon²⁾ hat nicht dazu beigetragen, daß von der deutschen Öffentlichkeit der Kern der Frage wirklich erkannt wurde.

Und doch ist gerade die Schrift Greys ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie die Frage theoretisch unter dem Aspekt der ganzen Menschheit, praktisch aber unter dem Aspekt einer einzigen Nation betrachtet werden kann. Sie

¹⁾ Siehe Erzberger *Der Völkerbund, der Weg zum Weltfrieden* /Berlin 1918/ und Lammasch *Der Friedensverband der Staaten* /Leipzig 1918/.

²⁾ Siehe Grey *The Lique of Nations* /London 1918/; in das Deutsche übertragen unter dem Titel *Der Völkerbund* /Zürich 1918/, ferner in der *Chemnitzer Volksstimme* vom 5., 6. und 7. November 1918.

zeigt also deutlich, wie es nicht gemacht werden darf, wenn es um das Völkerbundsproblem selber gehen soll, wenn man das Ideal eines Bundes freier Völker erreichen will. Grey hat in dieser Broschüre ein Seitenstück zu seiner frühern Schrift über die Kunst mit der Fliege zu angeln gegeben. Er hat in der Tat gezeigt, wie eine bestimmte Form des Völkerbundes unter sorgfältiger Beobachtung aller äußern Rechtsgleichheit doch von selber dazu führt die Weltherrschaft Englands aufs neue aufzurichten. Die gesamte britische Kriegspolitik (in wirksamster Weise unterstützt von der deutschen Politik der Richtung Bethmann-Kühlmann, die von der deutschen Sozialdemokratie in rührender Verkennung aller weltpolitischen Faktoren ausdauernd gefördert wurde) geht darauf aus einmal Frankreich und Rußland durch dicke Mauern der Feindschaft von den Mittelmächten zu trennen, Rußland selbst möglichst zu schwächen und dann Europa von Hamburg bis Konstantinopel zu pulverisieren, aus ihm ein Gewirr von möglichst vielen kleinen Einzelstaaten zu machen. Es ist dann freilich leicht ein Völkerbund hergestellt, wenn man dafür sorgt, daß nur ein großer Doppelbund, der Englands mit den Vereinigten Staaten, stark und mächtig dasteht, daß eine zweite Gruppe von Staaten, Frankreich, Italien und Spanien, mehr oder weniger vollständig von der wirtschaftlichen Macht dieser beiden Weltreiche abhängt, daß Rußland isoliert und für lange Zeit hinaus funktionsunfähig gemacht wird, und daß die übrigen Staaten Zentraleuropas so verkleinert werden, daß ihre verhältnismäßige wirtschaftliche Selbständigkeit überhaupt noch kaum einen Wert für sie hat. Ein solcher Völkerbund läßt sich in der Tat mit jeder imperialistischen Zielvorstellung vollkommen vereinbaren. Es soll nun Lord Grey keineswegs der gute Glaube, die wohlmeinende Absicht einen wirklichen Völkerbund zu errichten abgestritten werden. Sicherlich glaubt Grey dem Ideal der Humanität zuzustreben. Es hat keinen Sinn an den Motiven eines Staatsmanns herumzumäkeln. Jeder wirkliche Politiker ist Idealist, muß es sein, wenn er überhaupt nur seiner Aufgabe entsprechen will. (Der klägliche Niederbruch der offiziellen deutschen Politik ist unter anderm auch darauf zurückzuführen, daß sie von bloß routinierten, enggeistigen Beamten geführt wurde, die kein Organ für die Strebungen der Völker, für allgemeine Ideen hatten und nur in den Niederungen der Personalpsychologie Erfolge einzuheimsen trachteten, darum andere auf das selbe niedrige Niveau stellten, auf dem sie sich zu bewegen gewohnt waren. Ein klassischer Beleg ist zum Beispiel der Versuch Zimmermanns über Mexico mit Japan anzuknüpfen und zu diesem Zweck Mexico amerikanische Staaten anzubieten. Schlimmer noch sind die vielfachen kleinen Tachtelmechtel in neutralen Staaten. Und auch die unwürdige Haltung, die jetzt eingenommen wird, die ewigen Bittschriften an Wilson und sonstige prominente Persönlichkeiten, die Schmeicheleien an die Adresse Amerikas, unter gleichzeitiger Verleumdung Frankreichs, diese ganze Betriebsamkeit, die so unvorteilhaft von der korrekten und einwandfreien Haltung zum Beispiel der französischen Leitung absticht, ist doch nur eine Erbschaft unseres alten Regimes. Es ist hohe Zeit, daß wir damit Schluß machen.) Es ist aber das Eigentümliche der englischen Mentalität, daß den englischen Staatsmännern eine prästabilierte Harmonie des englischen Nationalinteresses mit den höchsten Menschheitszielen selbstverständlich scheint. Die Größe des britischen Staatsmanns besteht darin in Kontinenten zu denken, aber nur in den britischen Inseln zu fühlen. Sicherlich hat England seinen großen Kampf gegen

den Einiger Europas, gegen Napoléon, der der Welt eine Organisation und eine wirkliche Freiheit geben wollte, in dem besten Glauben geführt, daß es damit der Menschheitssache gegen einen Usurpator diene. Die britische Suprematie über den Kontinent, die damit aufgerichtet wurde, ist in britischen Augen das eigentliche Mittel die Menschheit selbst auf eine höhere Stufe zu heben. Lord Grey denkt bei seinem Eintreten für den Völkerbund durchaus folgerichtig im Sinn der englischen Idee. Ein Völkerbund dieser Art steht eben in keinerlei Widerspruch zu den Idealen des britischen Imperialismus.

Eine kurze Analyse der Greyschen Beweisführung zeigt das. Grey betont, daß die Regierungen der Alliierten bereit seien aus den Erfahrungen des Krieges die selben Schlüsse zu ziehen wie Wilson dies getan hat: »Sie haben für das selbe Ideal der nationalen und menschlichen Freiheit gefochten wie die Vereinigten Staaten. Aber sie haben für die unmittelbare Verteidigung ihres nationalen Daseins in Europa gefochten. . . Nichtsdestoweniger ist jedenfalls in England der Plan eines Völkerbunds weitverbreiteter, herzlicher Aufnahme begegnet.« Es ist sehr interessant, wie hier mit den Begriffen gespielt wird. Zu Anfang dieser Ausführungen heißt es: »Der Plan muß mit Ernst und Überzeugung von den Leitern der staatlichen Exekutive erfaßt werden. Er muß ein wesentlicher Teil ihrer politischen Praxis werden, ein wesentlicher Grund dafür, daß sie die Verantwortung für die Politik ihrer Staaten tragen und behalten. . . Sie müssen führen und nicht folgen; sie müssen, wenn nötig, Zwang ausüben und nicht sich zwingen lassen.«

Als einziges Hindernis für das Zustandekommen des Völkerbundes sieht Grey natürlich nur die Mittelmächte an: »Auf der andern Seite widersetzt sich die Militärpartei in Deutschland dem [dem Plan eines Völkerbundes], und sie muß es tun; sie empfindet jede Beschränkung des Gebrauchs der Gewalt durch Deutschland als verhängnisvoll für deutsches Interesse, denn sie kann keine Entwicklung und keine Sicherheit sich denken außer einer, die sich lediglich auf Gewalt gründet. Jede andere Vorstellung ist verhängnisvoll, und diese ausschließliche Vorstellung ist wesentlich für die Aufrechterhaltung der Militärpartei in Deutschland. Solange also diese Herrschaft in Deutschland dauert, wird Deutschland sich dem Völkerbund widersetzen.«

Man kann das letzte sicherlich gelten lassen. Auch wir sind ja der begründeten Ansicht, daß der Machtwahn der deutschen Herrschenden eine Annäherung der Völker an einander verhindert hat. Allerdings in der Hauptsache dadurch, daß er einer wirklich vernünftigen, gerechten und aufbauenden Politik stets im Weg stand. Insofern ist es richtig, daß die Vernichtung des deutschen Militarismus eine Vorbedingung für die Entstehung eines friedlichen Verhältnisses zwischen den Völkern war. Aber sind wir jetzt, nachdem der deutsche Militarismus endgültig niedergebrochen ist, einem Völkerbund näher? In seiner Kritik des deutschen Herrschaftssystems vergißt Grey eben die Gegenrechnung für England aufzumachen. Gewiß hat das britische Herrschaftssystem nicht die Torheit begangenen Kränkungen innenpolitischer Empfindungen und Empfindlichkeiten zu seinem Hauptport zu machen. Es ist im Gegenteil stets mit größter Schonung der Gefühle derjenigen Völker vorgegangen, die es sich unterwerfen wollte. Und es ist ihm, wie Südafrika zeigt, gelungen nicht nur ihr Territorium sondern auch ihre Seelen zu gewinnen. Diese Art der Behandlung anderer Völker ist gewiß

human zu nennen. Sie hatte aber als ihr Hauptziel die Verstärkung der britischen Macht. Die politische Hauptkraft ist eben in England seit jeher auf die Außenpolitik gelegt worden, in der wie in einem Brennpunkt alle Strebungen des Volkes zusammenliefen. Und auch der Völkerbund nach den Vorstellungen Lord Greys würde nur die englische Vorherrschaft in der Welt, erweitert: die Vorherrschaft des Angelsachsentums überhaupt, neu begründen.

Wir können uns freilich eine ideale Welt konstruieren, in der ein national selbstloses England alle Gerechtigkeit auf Erden schützt, alle Ungerechtigkeit bekämpft und sich selbst in edelster Entsagung übt, obwohl es stark genug wäre alle Schätze, nach denen es gelüstet, an sich zu reißen. Der bisherige Verlauf der Geschichte zeigt aber, daß es solche Entsagung nie geübt hat, auch nie zu üben brauchte. Und gerade die englische Kriegspolitik beweist aufs neue, daß Großbritannien jeden, auch den kleinsten Riß im Gefüge des Staatensystems des europäischen Festlands ausnutzt, um im Interesse der eigenen Macht Keile zwischen die Völker zu treiben und sie so auseinanderzureißen. 3 Jahrhunderte lang hat England mit Hilfe der Theorie vom europäischen Gleichgewicht die Welt beherrscht. Nun rüstet es sich mit Hilfe der neuen Lehre vom Völkerbund die angelsächsische Welt-herrschaft für weitere 3 Jahrhunderte zu sichern.

Das ist eben das Charakteristische an den Erwägungen, die Lord Grey anstellt, daß in ihnen auch die leiseste Andeutung fehlt, daß es sich bei seinem Völkerbund um einen Bund des Rechts, und zwar der Substanz, nicht der bloßen Form nach, handelt; daß es gilt nicht eine äußere Gleichheit zwischen den Kompetenzen der einzelnen Völker herzustellen sondern eine wirkliche Gleichberechtigung, die sich in der gleichen Entwicklungsmöglichkeit für die Kräfte eines jeden Volkes äußert. Grey bespricht lediglich die Vorbedingungen des Zustandekommens eines formalen Völkerbundes überhaupt und einige der Bedingungen, unter denen er aufrechterhalten werden kann. Aber in seiner ganzen Broschüre ist von dem rechtlichen Zweck des Völkerbundes ebensowenig die Rede wie von Einrichtungen zum Schutz des Rechts des einen gegen den andern innerhalb des Bundes; auch finden wir darin nicht die leiseste Spur von einem gemeinsamen Rechtsgefühl in politischen Dingen, auf das der Bund allein aufgebaut werden könnte, wenn er sittlich und praktisch höhern Wert haben soll als den einer bloßen juristischen Fiktion. England schmiedet mit seinem Hammer einen Bund zusammen und schlägt alles breit, was sich dagegen sperrt. Dabei geht es wie stets von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß der Völkerbund, in dem das Angelsachsentum absolut herrscht, an sich ein sittliches Ideal sei und eine Notwendigkeit der praktischen Politik. Lord Grey hat beim Angeln viel gelernt. Bei dieser edlen Kunst ist die Lautlosigkeit, mit der der Angler seine Schnüre auswirft, ein sehr wichtiges Moment. Ahnungslos muß der Fisch anbeißen, wird dann festgehalten und aufs Trockene gezogen, wo er verzappelt. Niemand darf es merken, daß Rußland, Frankreich und Italien von England abhängig gemacht sind, daß Deutschland zur Beute Englands wird, und daß die neuentstehenden mitteleuropäischen Staaten auf das englische Protektorat angewiesen bleiben. Freilich, alle diese Staaten haben ein Mittel diesem Schicksal zu entgehen. Sowohl Rußland wie Frankreich und Italien, aber auch die auf dem ehemaligen österreichisch-ungarischen Territorium neugebildeten Nationalstaaten: sie alle könnten zur Vollentfaltung

ihres nationalen Eigenlebens sich wirtschaftlich zusammenschließen. Das Haupthindernis für diesen Zusammenschluß, die Habsburgermacht, die der Bildung von Nationalstaaten im Weg stand, ist nun endgültig beseitigt. Aber eben dieser Zusammenschluß würde auch den Anfang vom Ende der angelsächsischen Weltsuprematie bedeuten. Er würde bewirken, daß England und Amerika zwar immer noch zwei große, ja die größten Weltreiche bleiben, daß aber andere kraftvolle Völkerindividualitäten, zu großen Komplexen vereinigt, sich ihrem Wirkungskreis entziehen und ihre eigene Entwicklung wagen. Und deshalb soll der Völkerbund, statt sich, wie es natürlich wäre, auf den organisierten Völkern selbst aufzubauen, vielmehr den Ersatz für eine wirkliche Völkerorganisation bilden und so deren Zustandekommen verhindern.

WIR als Sozialisten müssen dem formalen Völkerbundziel angelsächsischer Prägung ein anderes Ideal eines Völkerbundes entgegenstellen. Auch wir sind der Meinung, daß ein Bund der Völker notwendig ist, wenn die Opfer dieses Krieges schließlich noch irgendwie eine Rechtfertigung finden sollen. Wir wollen aber auch, da wir auf dem Standpunkt der Selbstbestimmung stehen, die die Grundlage jeder wahren Sozietät und damit des Sozialismus ist, daß die Einrichtung des Völkerbundes nicht den Herrschaftszwecken einer Macht oder einer Mächtegruppe dienen soll. Auch hier sei wiederum von allen Motiven dieser Macht oder dieser Gruppe völlig abgesehen. Es soll lediglich objektiv verhindert werden, daß eine Mächteprävalenz überhaupt bestehen kann. Ein Völkerbund, von dem lediglich die äußere Form feststeht, von dem aber nicht gesagt werden kann, wie er in Streitfragen wirklich das Recht findet, ist für uns nicht nur ohne Interesse sondern gefährlich. Wir bekämpfen ihn, weil er die Gefahr mit sich bringt, daß er die reine Idee verzerrt und damit für alle Zeiten so bloßstellt, daß niemand auf sie zurückzugreifen gewillt sein wird. Wir sind der Meinung, daß das oberste Gesetz für einen Völkerbund die Fürsorge dafür sein muß, daß, wer Recht sucht, auch Recht findet; das heißt, daß das lebendige Rechtsgefühl der Völker wirklich geschützt wird und zur Auswirkung kommt.

Dieses lebendige Rechtsgefühl geht aber darauf hin, daß der Völkerbund es ermöglicht die ungeheure wirtschaftliche und sittliche Katastrophe dieses Weltkriegs wiedergutzumachen. Dazu ist es freilich nötig, daß das Prinzip der völkerrechtlichen Souveränität des einzelnen Staates beseitigt wird, zum mindesten eine starke Einschränkung erfährt; und man kann in diesem Punkt Lord Grey, der diese Forderung erhebt, durchaus beistimmen. Dazu ist aber nun weiter nötig, daß an die Stelle dieser zu vernichtenden Souveränität der Einzelstaaten ein rechtlicher Zweck des Völkerbundes tritt, der es bewirkt, daß die Beziehungen zwischen den Völkern so ausgebaut werden, wie sie der Idee der höchsten Produktivität des Wirtschaftens allein entsprechen. Deshalb muß der Völkerbund in sich alle Möglichkeiten bergen, um irgendwelche ausbeuterischen Unternehmungen einzelner Völker gegen andere ein für allemal überflüssig und unausführbar zu machen. Wenn Wilson in den 14 Punkten für die Handelspolitik so ohne weiteres das Prinzip der offenen Tür aufstellt und jedem Staat zwar das Recht zubilligt sich protektionistisch nach außen abzusperrern, das aber nur unter der Bedingung, daß dieser Protektionismus gegenüber allen Ländern gleichmäßig geübt wird,

so können wir darin nur eine Vorschrift sehen, die zwar formal durchaus nach Rechtsgleichheit aussieht, sachlich aber mit ihr nichts zu schaffen hat. Eine solche Vorschrift garantiert lediglich denjenigen Staaten, die jetzt schon wirtschaftlich zu großen Wirtschaftsimperien zusammengewachsen sind, ein unbehelligtes Weiterherrschen und hindert die anderen Völker und Staaten, die noch nicht so weit sind, daran sich ebenfalls zusammenzuschließen und so der Wirtschaftsmacht des englisch-amerikanischen Imperialismus gegenüber doch ihre Selbständigkeit zu behaupten.

Letzten Endes ist das Gedeihen aller Menschlichkeit in Europa von nun an davon abhängig, daß es gelingt die von Natur und Rechts wegen zusammengehörigen Produktionsgrundlagen des europäischen Kontinents auch wirklich zusammenzuschweißen. Es bedeutet eine Rationalisierung der Weltproduktion, wenn die einander ergänzenden europäischen Festlandsstaaten sich zu einem großen Wirtschaftskomplex zusammenschließen; wenn sie gleichzeitig mit dem (durch deutsche Schuld vorläufig zerschlagenen, aber jugend- und zukunftskräftigen und daher sich wieder neubildenden) russischen Imperium sich zu engeren Beziehungen zusammenfinden, die durch die Wirtschaftsgeographie vorgeschrieben sind. Solange Deutschland im Osten und im Westen durch tiefe wirtschaftliche Schützengräben von Rußland und von Frankreich getrennt bleibt, so lange kann weder in Frankreich noch in Deutschland noch in Rußland eine neue Entfaltung, ein neuer Aufbau der wirtschaftlichen Kräfte zustande kommen. Rußland als Versorgungsgebiet für den deutschen und den französischen Bedarf an Erzeugnissen der Land- und Forstwirtschaft, der Viehzucht, der Erdölindustrie und des Bergbaus der seltenen Minerale, Deutschland als Kohlengrundlage der französischen Industrie, Frankreich als Eisenerzgrundlage der deutschen Industrie gehören auf das innigste zusammen. Es muß zum wirtschaftlichen Untergang dieser 3 Körper führen, wenn künftighin Deutschland vor die Wahl gestellt wird entweder auf die französischen Erze zu verzichten oder den Wettbewerb der englisch-amerikanischen Textilindustrie ungehemmt über sich ergehen zu lassen; wenn Rußland vor die Wahl gestellt wird entweder auf allen Agrarabsatz in Deutschland zu verzichten oder dort mit dem vorläufig überlegenen Wettbewerb der überseeischen Teile des britischen Imperiums und Amerikas einen aussichtslosen Kampf auf sich zu nehmen; wenn Frankreich vor die Wahl gestellt wird entweder auf die deutschen Kohlenschätze zu verzichten oder mit jedem andern Teil des anglo-amerikanischen Weltwirtschaftsreichs den industriellen Wettbewerb in Deutschland aufzunehmen. Ein Völkerbund, der diese 3 Staaten vor solche Alternativen stellt, kann freilich auch Ruhe in der Welt erzeugen; aber es besteht kein Zweifel darüber, daß es die Ruhe eines Kirchhofs sein wird.

Solange nicht eine Organisation der Völker als Grundlage des Völkerbundes besteht, die diese, gerade vom Standpunkt der gesamten Menschheit fundamental wichtigen Produktionsinteressen schützt, so lange kann bei dem Völkerbund wenig Glück, viel schlimme Unterdrückung herauskommen. Streben wir aber die imperiale Durchorganisation der Welt an, so bewirken wir gleichzeitig, daß die so gebildeten Komplexe zu starken Trägern des neuen Völkerrechts werden, das im Völkerbund dann seinen rechtlichen Ausdruck und seine Vollzugsbehörde findet. Von Unterdrückung der Kleinen durch die Großen in den Formen der Legalität kann dann keine Rede

mehr sein. Aber, und das ist das wichtigste: ein so aufgebauter Völkerbund hat nicht nur den Zweck einmal ausgebrochene Konflikte zu schlichten, sondern er ist vor allem Mittel das Entstehen solcher Konflikte zu verhindern: nicht durch äußere Gewalt sondern dadurch, daß er ihre Ursachen beseitigt. Mit der gleichen Mächtigkeit der einzelnen Gebilde schwindet die Möglichkeit der einen Macht die andere niederhalten zu können, um sich selbst einen mühelosen Gewinn zu sichern; mit der Möglichkeit des Erfolgs schwindet naturgemäß auch der Wille sich auf ein solches Unternehmen einzulassen. Andererseits wird durch die volle Entfaltung aller Schaffenskräfte der einzelnen Völker, die dadurch bedingt ist, daß keines mehr von der Verdrängung eines andern profitieren kann sondern alles aus seiner eigenen Arbeit herausholen muß, auch der Anreiz beseitigt in die Sphäre des andern einzubrechen.

Auf dieses Ziel haben wir Sozialisten unsere Außenpolitik zu orientieren. Danach sind in der nächsten Zeit alle politischen Entwicklungen zu beurteilen, ob sie geeignet sind die ganze Ideologie von Haß und Wut zwischen den Völkern des Kontinents so schnell wie möglich zu beseitigen, oder ob sie noch dazu dienen diese zu verstärken. Erst wenn es gelingt das deutsche Volk davon zu überzeugen, daß seine Zukunft trotz Elsaß-Lothringen, ja gerade wegen Elsaß-Lothringens, im engsten Zusammenarbeiten mit Frankreich liegt, daß das deutsche Volk sich solidarisch fühlen muß mit dem russischen Sozialismus, der nach dem Zusammenbruch des Bolschewismus neu entstehen wird, erst dann wird der Weg frei sein für einen Völkerbund, wie wir ihn erhoffen, und der allein nachträglich vor dem Weltgericht der Geschichte die ungeheuren Opfer dieses Krieges, wenn auch nicht rechtfertigt, so doch als nicht völlig nutzlos-verbrecherisch erscheinen läßt.

MAX SCHIPPEL - DAS BOLSCHEWISTISCHE ZERR- BILD DES SOZIALISMUS

REICHLICH ein Jahr währt nunmehr in Rußland die Diktatur der bolschewistischen Minderheit, oder richtiger: einer Handvoll von engstirnigen Fanatikern, die sich selber für besonders zielbewußte Sozialisten zu halten und bis vor kurzem auch vor der hilflosen öffentlichen Meinung des Auslands auszugeben vermochten. Ob diese längst für den Untergang reife Herrschaft des hohlsten Sozialdilettantismus und der gewissenlosesten Vergewaltigung und Freude an der Vergewaltigung mehr unter den bevorstehenden Eingriffen des Auslands oder mehr unter der passiven Abwendung und der aktiven Auflehnung der russischen Bevölkerung, und zwar gerade der Mehrheit der russischen Arbeiterklasse selber, zusammenbrechen wird: wer wollte es heute mit Bestimmtheit voraussagen? Aber daß der Ring des Verhängnisses sich unaufhaltsam schließt, fühlt man heute auf allen Seiten.

Und in der ganzen Arbeiterinternationale, soweit sie sich nicht vollkommen unkritisch und abergläubisch darauf beschränkte aus regierungsrussischer unbewußter Selbsttäuschung und bewußter Stimmungsmache eine harmlose Vertrauensseligkeit zu saugen, war schon seit geraumer Zeit ein immer deutlicheres Abrücken von der Bewegung zu spüren, die man anfangs fast ausnahmslos gutgläubig mit überschwenglicher Hoffnung und Anteilnahme

begrüßt hatte. Die tönenden Worte und heldenhaften Gesten, wie sie von einem geduldigen, mehr und mehr skrupellos mißbrauchten Draht und Papier nach wie vor gemeldet wurden, haben längst ihre frühere Wirkung eingebüßt, weil man trotz aller unerhörten Zensurwirtschaft und Preßknebelung auf die Dauer nicht verhindern konnte, daß auch nach außen hin die wirklichen russischen Vorgänge und Erfahrungen sich enthüllten.

Unter dem Eindruck dieser eiskalten Ernüchterung wich die erste naive Bewunderung bereits einer unverhohlenen Enttäuschung und Geringschätzung, zunehmend sogar einer bitteren Verachtung oder empörten Entrüstung. Nur darüber blieb man im Zweifel, wie weit in der nahenden Katastrophe vermeidbare persönliche Schuld sich widerspiegle, und wie weit eine unent-rinnbare Verkettung von gegebenen unabänderlichen Tatsachen: die Schicksalstragödie eines (aus wirrer, trüber Vergangenheit erblich belasteten) großen Landes und hochbeanlagten Volkes.



NACH unseren marxistischen Vorstellungen sollte der Sozialismus kommen, wenn die Produktivkräfte in ihrer strotzenden Fülle, um sich überhaupt noch ausleben und weiterentfalten zu können, die alte, zu eng werdende Gesellschaftshülle sprengen müßten, wenn die unabsehbar breite Klasse der aus Bauern und Handwerkern zu Lohnarbeitern Gewordenen und der bereits unter Lohnarbeitsverhältnissen Aufgewachsenen genötigt wäre die übergeordneten morschen, weil in ihren sozialen Funktionen bereits abgestorbenen, innerlich längst überwundenen kapitalistischen Spitzen, um der eigenen Selbsterhaltung willen, abzustoßen:

»Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue, höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet sind. . . Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt.«¹⁾

In Rußland pochte der Sozialismus, nicht nur neben anderen Wirtschaftsformen einlaßbegehrend sondern unumschränkt herrschaftsheischend, vorzeitig an die Tore, als die überwältigende Mehrheit (80 %) der Bevölkerung noch der Landwirtschaft angehörte, und zwar einer Landwirtschaft, die gegen die unsere um Jahrzehnte zurückgeblieben war, also einem Wirtschaftsgebiet ohne eigentlichen kapitalistischen Produktionszuschnitt, und als selbst die industriellen Produktionsquellen nicht mit einer Überflutung aller Märkte sondern mit einem beispiellosen Zurückbleiben hinter allen drängenden Bedarfen, ja zum Teil mit einem vollständigen Versagen drohten.

Den Sozialismus dachten wir uns stets als errungene einheitliche Produktionsordnung für das denkbar ausgedehnteste Feld der unlösbar allseitig ineinandergreifenden industriellen und agrarischen Erzeugung und Erzeugungszweige, als systematische Zusammenfassung und planmäßige Gliederung des gesamten materiellen Güterlebens, zum mindesten für ein ganzes Volk, womöglich jedoch für eine noch weiter greifende Völkergemeinschaft. In Ruß-

¹⁾ Siehe Marx Zur Kritik der politischen Ökonomie, 2. Neuausgabe /Stuttgart 1907/, Seite LVI, und Das Kapital I, 4. Auflage /Hamburg 1890/, Seite 728.

land sollte seine Stunde erfüllt sein, als selbst die früheren unvollkommenen Zusammenhänge zwischen Urproduktion und Weiterverarbeitung, zwischen Herstellung und Absatz, zwischen heimischer Grundlage und internationaler Ergänzung wie in dürftigen lebensunfähigen Fetzen roh brutal auseinandergerissen waren und blieben, als die Industrien vergebens nach den notwendigen Rohmaterialien und Brennstoffen schrien, als die Transportmittel, die großen Verbindungsglieder zwischen Stadt und Land, zwischen verschiedenen Produktionszweigen und Produktionsstätten rettungslos der Lähmung verfielen, als für den wirtschaftlichen Gesamtorganismus jede einheitliche Übersicht und zielbewußte Einflußnahme auf die Einzelorgane ganz von selber aufhörten, als noch dazu äußerer Krieg und innere nationale Unabhängigkeitskämpfe engverbundene, innig auf einander angewiesene Reichsteile von einander abgeschnitten hatten.

Die Desperados und Amokläufer, die Anfang November 1917 an das Staatsruder gelangten, konnten unter solchen Umständen gar nicht von einer tiefen sozialistischen Strömung in unserm mittel- und westeuropäischen Sinn emporgetragen und hochgehalten sein. Sie hatten vorher lediglich eine Minderheitsgruppe innerhalb der russischen Sozialdemokratie dargestellt, und sie hatten an der Revolution selbst, die vornehmlich von den Sozialrevolutionären und menschevistischen Sozialdemokraten getragen war, kaum einen Anteil und sicher kein Verdienst. Auch bei den Konstituantenwahlen blieben sie von den rivalisierenden sozialistischen Parteien weit überflügelt. Aber sie hatten zeitweilig, während einer ausnahmsweise günstigen Konjunktur für diktatorische Staatsstreiche, Petersburg und damit den Regierungssitz und Regierungsapparat für sich, und als routinierte Konspiratoren und Männer der Tat, insoweit also als echtste Erzeugnisse des alten despotischen Rußlands, zögerten sie nicht die seltene Gelegenheit entschlossen zu ergreifen und bis zum letzten Tropfen auszupressen. Der Anmarsch Kornilows gegen die Reichshauptstadt hatte den Petersburger Arbeitern, den ersten Kerntruppen des Bolschewismus, die Waffen in die Hand gedrückt. Ein großer Teil der Soldaten blieb gleichfalls lange Zeit verlässlich, weil die Bolschewisten glattweg für jeden Frieden eintraten, wenn sie dabei auch skrupellos die Widerstandskraft des Landes zerbrachen. Und die Bauern wurden dadurch gewonnen, daß die Bolschewiki sich das sozialrevolutionäre Agrarprogramm (Tschernow-Kerenskij) aneigneten, es dabei freilich um jeden sozialistischen Sinn brachten, da sie die regelnde Tätigkeit der Agrarkomitees unterbrachen und statt dessen die einzelnen Bauern zu ungezügelterm Landraub ermunterten und aufriefen. Gestützt auf die Bajonette und die allgemeine Erschütterung des sozialistischen Parteivertrauens und Parteizusammenhalts konnte man, ohne allzuviel zu wagen, die, in ihrer Mehrheit sozialrevolutionäre Konstituante im Januar 1918 auseinanderjagen und damit die Alleinherrschaft der Sowjetrepublik, das heißt der ausschließlich auf Arbeiter- und Soldatenräte gestützten eigenen Politik, aufrichten.

Mit der Vernichtung und Vereitelung der Demokratie, des Mehrheitswillens, mußte man freilich beginnen und später zwangsläufig fortfahren. Aber was bedeutete dies für die einstigen Häupter der politischen Unterwelt, für die Flüchtlinge des alten zarischen Regimes, für die Emigranten, die niemals durch die Schule eines demokratischen parlamentarischen Lebens und einer verantwortungsvollen Arbeiterorganisation gegangen waren?



ALS es mit der ebenso großsprecherisch wie leichtfertig angekündigten allgemeinen Sozialisierung Ernst werden sollte, ergaben sich aus der kapitalistischen Unreife Rußlands sofort die lächerlichsten Folgen, die vor allem für die Landwirtschaft die (wie gesagt, längst von anderer, sozialrevolutionärer Seite in Aussicht und auch in Angriff genommene) ernste Reform vielfach zu einer tollen, halb kapitalistischen und halb kleinbürgerlichen Posse, auf Kosten der geprellten Arbeiter und Besitzlosen, herabwürdigten.

Die Bodenbestellung und die Verteilung der Bodenerzeugnisse stärker unter den Einfluß der Gesamtheit (des Volkes oder auch nur der Arbeiterklasse) zu bringen, sie vielleicht ganz im Sinn und Auftrag dieser Gesamtheit sich vollziehen zu lassen: ein solches soziales Problem war natürlich nicht aus dem Stegreif und durch Handstreich von der neuen Zentralstelle aus zu lösen. Jedoch die lokalen Kirchturmsgrößen, mit oder ohne förmliche *Bauernräte* nach hauptstädtischer Vorschrift, machten sich sofort innerhalb ihres Machtbereichs an die verheißene und verheißungsvolle Neuverteilung des Bodens. Selbstverständlich in ihrem höchst eigenen lokalen Bauerninteresse: zwar auf Kosten der für vogelfrei erklärten ehemals bevorrechteten Besitzklassen, aber lediglich zur Förderung bestimmter anderer, bisher wirklich oder angeblich zurückgesetzter Besitzschichten. Aber ländliche Besitzklassen sind doch nicht die besitzlose Lohnarbeiterklasse, und in der Tat war zunächst das durchschnittliche Endergebnis, daß aus dem exproprierten privaten und halb oder ganz öffentlichen Großgrundbesitz die mittleren und größeren Bauern ihre Ländereien abrundeten, während das ländliche Proletariat leer ausging, weil sein denkbarer Anteil ja doch keine lebensfähige Wirtschaft ergeben hätte, und daß ohnehin schon bodenreiche Gemeinden durch den Zufall der örtlichen Großbesitzbeimischung noch höher über bodenarme kommunale Verbände hinauswuchsen.²⁾ Solange diese eigenartige Sozialisierung (die, wie man sieht, den Privatbetrieb in der 80 % der Bevölkerung umfassenden Landwirtschaft vollkommen unbehelligt läßt) flott voranging, gaben zwar die Bauern eine Zeitlang williger ihr Getreide her. Die mit Land Neugesättigten entpuppten sich jedoch mehr und mehr als Feinde des Bolschewismus, als die Arbeitermassen und die sonstigen Konsumenten der Städte und Gewerbebezirke hartnäckiger auf reichlicheren Lieferungen zu mäßigeren Preisen bestanden und ihrerseits wirklich, requirierend und kontrollierend, in das ländliche Wirtschaftsgetriebe eingriffen.

In der *I n d u s t r i e* kam man gleichfalls, trotz allem *Dekretinismus*, zu keiner nennenswerten Sozialisierung in unserm Marxischen Sinn: nicht einmal für einzelne Produktionszweige, geschweige denn für das ganze Gefüge der ineinandergreifenden hervorragendsten Gliedproduktionen eines einheitlichen Wirtschaftsorganismus. Der erste, größere Abschnitt der Sowjetherrschaftszeit ist sogar fast ausschließlich angefüllt mit jenen Expropriationen des lichterlohen »Unverstands«, den wir bekanntlich nach der deutschen Arbeitermarseillaise als Arbeiterfeind am meisten hassen: Die Arbeiter einzelner Unternehmungen erklärten diese für ihr Gruppen- und Grüppcheneigentum, und sie sahen hier und ebenso bei den zentralisierten Staatswerken die Hebung der Arbeiterklasse darin für ihr jeweiliges Grüppchen die höch-

²⁾ Siehe hierzu auch *Quessel Vom Bolschewismus zum Reformismus*, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 667 ff.

sten Einkommen, wiederum natürlich auf Generalunkosten der Konsumenten oder Steuerzahler, herauszuschlagen, so daß selbst Lenin in der Prawda vom 20. September 1918 schreiben mußte:

»Besteht denn der Klassenkampf in der Übergangsepoche vom Kapitalismus zum Sozialismus nicht im Schutz der Interessen der Arbeiterklasse gegen jene Grüppchen und Arbeiterschichten, die hartnäckig an den Traditionen des Kapitalismus festhalten, und deren Stellungnahme gegenüber dem Staat der Räteregierung wie früher nach dem Gesichtspunkt erfolgt: für ihn, den Staat, recht wenig und recht schlechte Arbeit liefern und ihm möglichst viel Geld abnehmen? Ist denn die Zahl solcher Lumpen, beispielsweise unter den Arbeitern der Sormowo- und Putilowwerke usw., gering? Wie viele von ihnen haben wir abgefaßt, wie viele überführt, wie viele an den Pranger gestellt!«

Als man endlich, um weiterm derartigen syndikalistischen Unheil vorzubeugen, im Juni 1918 bestimmte Leitsätze für die industrielle Nationalisierung entwarf, blieb abermals jeder höhere Gesichtspunkt: der Steigerung der allgemeinen gesellschaftlichen Produktivkraft, der einheitlichen Verteilung von Produktion und Produkten über die Gesamtgesellschaft, unberücksichtigt. Vielmehr kam man ganz roh schablonenmäßig dazu für den Bergbau, die Textilindustriellen, die Elektrotechnik, die Holzbearbeitung und ähnliches im allgemeinen nur die blind herausgegriffenen Aktiengesellschaften, häufig erst von einer gewissen Größe des Anlagekapitals ab, verstaatlichen zu wollen.³⁾ Selbst dieses plump ziellose Zugreifen war jedoch nicht im Handumdrehen zu verwirklichen, und so kam man weiter, um vor der Welt, die getäuscht werden will, wenigstens das Gesicht einigermaßen zu wahren, auf den köstlichen Einfall solche Unternehmen zwar für nationalisiert zu erklären, ihre ganze Grundlage jedoch: die private Leitung, den Unternehmergewinn, unangetastet zu lassen und nur durch das Gegenstück der bäuerlichen Kirchturnsräte, die betrieblichen Arbeiterräte, möglichst viel in die industrielle Einzelverwaltung hineinzureden und hineinzupfuschen. Was darüber hinaus allenfalls noch wie eine zentrale gesellschaftliche Regelung aussieht, erinnert in peinlichster Weise an unsere Kriegsgesellschaften und Kriegszentralen, die von unserm prinzipiellen Radikalismus nicht genug als militaristisch-borussisches Zerrbild des Sozialismus verspottet werden konnten. Das ist dann die Erfüllung dessen, was Lenin in einer durch den Nachrichtendienst der Internationalen Sozialistenkommission verbreiteten Programmrede die »Hauptaufgabe der positiven Arbeit«, die »äußerst schwierige Schaffung der Organisation zur planmäßigen Produktion und Verteilung«, die »Vermehrung der Produktivität und wirkliche Organisation der Erzeugung und Verteilung« nennt.

Tatsächlich ist unter diesen wüsten antikapitalistischen Anläufen und scheinsozialistischen Experimenten, die mit der Zusammenlegung aller Großbanken zu einer Reichsvolksbank begannen, der Zahlungsmittelumlauf vollends zerrüttet, die städtisch-industrielle Rohstoff- und Lebensmittelversorgung bis zur Unerträglichkeit weiter verschlimmert, die Leistung der einzelnen Produktions- und Verkehrsbetriebe bis zu einem erschreckenden Mindestmaß herabgebracht worden. Die Städte hungern wie noch nie zuvor, weil die Sowjetrepublik noch viel, viel weniger als der alte kapitalistische Staat die ländliche Produktion zu beleben und Eisenbahnen und Binnenschifffahrt in Gang zu halten weiß. Man friert mehr denn je, weil Kohlen in halbwegs

³⁾ Siehe die Rundschau Staatssozialismus, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 903 ff. und 1019 ff.

genügender Menge weder gefördert noch herangeführt werden. Wo eine ähnliche Rohstoffnot nicht die Industrien lahmlegt, werden sie von den künstlich angestachelten wilden Streiks und Lohnbewegungen erschlagen. Eine Hand hebt sich wider die andere: das ist die naturnotwendige Wirkung dieser Art von *sozialistischer Solidarität* und *Organisation*.



INDERHEITSREGIERUNGEN können sich halten und können sich den Weg zur Mehrheitsstellung bahnen, falls ihre Taten und Schöpfungen für sie sprechen. Wenn sie jedoch in dieser Beziehung versagen und dennoch die Macht nicht preisgeben wollen, so bleibt ihnen in bewegten, kampfereiften Zeiten nichts übrig als rücksichtslos Gewalt auf Gewalt zu häufen und von der, zunächst vielleicht bloß formellen Diktatur bis zum krassesten Terror fortzuschreiten, dem Freiheiten und Rechte Andersstrebender nichts mehr gelten, weil sie seinen verstiegenen Zielen nur gefährlich scheinen. Der Bolschewismus hat alle Stufen dieses Abstiegs von der Demokratie bis zum offenen Abgrund der Vernichtung jedes Anspruchs auf Freiheit und Gleichheit unbelehrbar wie ein Nachtwandler zurückgelegt.

Von vornherein ruhte er auf dem allgemeinen und unumschränkten Belagerungszustand (wie wir die Beseitigung jeder normalen Rechtsbürgerschaft nennen würden) und auf den Bajonetten von Arbeitern, Soldaten und Kosaken. Als der Durchschnittssoldat unsicher wurde, den einfach die Friedenshoffnung, aber keineswegs eine festgewurzelte bolschewistische Überzeugung herangelockt hatte, da schuf man gegenüber einer waffenlosen und zu entwaffnenden Bevölkerung die halb feile, halb fanatische Rote Garde: eine vom durchschnittlichen Mehrheitsleben und -denken abgesonderte Schweizertruppe, wie sie noch jeder Absolutismus als Schutzwehr gebraucht hat. Aber mit dem Unterschied, daß die gärende, widerspruchsvolle Zeit einer tiefen sozialen Umwälzung diese Janitscharenhaufen niemals mehr in ihrem blutigen Handwerk zur Ruhe kommen ließ. Längst von großen tragenden öffentlichen Strömungen losgelöst, blieb den bloßen Herrschaftsträgern sehr bald nichts anderes übrig, als die Presse und das Versammlungsrecht, weil die Werkzeuge der Anschauungsverbreitung anderer, schrankenlos zu unterdrücken, nicht zum wenigsten natürlich die Presse und das Versammlungsrecht gerade der rivalisierenden sozialistischen Parteien: der Menschewiki und der Sozialrevolutionäre.

Und wie bei jedem gewaltübenden, einer wirklichen öffentlichen Kontrolle entzogenen Absolutismus sank die Integrität der Regierung von Monat zu Monat, von Woche zu Woche. Schon im Dezember 1917 hatte Maxim Gorkij in bitterer Erkenntnis geschrieben:

»Der verdammte Krieg hat Zehntausende der besten Arbeiter getötet und sie in den Werkstätten durch Leute ersetzt, die zur *Munition* gegangen sind, nur um sich der Wehrpflicht zu entziehen. Es sind politisch unreife Menschen, denen die Psyche des Proletariats und das dem echten Proletarier innewohnende Bestreben eine neue Kultur zu schaffen fremd sind. Sie sind nur von dem einen spießbürgerlichen Wunsche beseelt um jeden Preis und so bald als möglich ein persönliches Wohlleben zu eringen. Diese Menschen sind organisch unfähig die Ideen des reinen Sozialismus aufzunehmen und im Leben zu verwirklichen. . . Der neue Arbeiter ist ein Mensch, dem die Industrie [Produktion] etwas Fremdes ist und der ihre hohe kulturelle Bedeutung nicht versteht. . . Es gibt Fabriken, wo die Arbeiter die Kupfer- und Messingteile der Maschinen wegschleppen und verkaufen; es gibt viele Tatsachen, die von der wildesten Anarchie innerhalb der Arbeitermassen zeugen. . . Unter den

Personen, die angeblich den Willen des revolutionären Proletariats vertreten, befinden sich zahllose Verbrecher jeder Art, gewesene Schergen der politischen Polizei und Hochstapler. . . Das heißt die Fahne der Arbeiterklasse beschmutzen, das Proletariat sittlich verderben.«⁴⁾

Das könnte mancher vielleicht für den Ausbruch der ungezügelten, maßlosen Leidenschaft eines sozialdemokratischen Dichters halten. Aber die Stimmen aus Rußland der vertriebenen und flüchtigen Genossen Axelrod, Russanow, Suchomlin entwerfen das gleiche Bild der unaufhaltsamen Entartung:

»Die Kreuzzeitung frohlockt, daß die russische Revolution den Bankerott des Sozialismus herbeigeführt hat. . . Diese Behauptung hätte einen realen Sinn, wenn der Bolschewismus der russische Sozialismus schlechthin wäre. In Wirklichkeit ist aber die russische sozialistische Demokratie Fleisch vom Fleische und Blut vom Blute der internationalen Sozialdemokratie und steht zum Bolschewismus in unversöhnlichem Gegensatz. Denn dieser ist tatsächlich eine blutige Parodie auf den modernen Sozialismus und dient jetzt als Flagge für breite Kreise zur Selbstbereicherung mit Hilfe rohester, gemeinster und gewalttätigster Mittel der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals. Die Herrschaft der Bolschewiki erwies sich von Anfang an als Hebel für den Bildungsprozeß eines neuen *Mittelstandes*, für die Vermehrung und Bereicherung der kleinen und mittlern Bourgeoisie in den Städten, aber vornehmlich auf dem Lande, und zwar durch Raub, Gewalt und sonstige niederträchtige und barbarische Mittel. Und insofern in sozialistischen Kreisen Europas die grandiose historische Fälschung der Bolschewiki moralisch unterstützt wird, droht dem internationalen Sozialismus allerdings die Gefahr in den Bankerott des Bolschewismus hineingezogen zu werden. . . Wir werden daher unsrerseits beharrlich die Anklagen der Elite des russischen Proletariats und der Demokratie gegen das Regime der Volkskommissare vor das Forum der sozialistischen Internationale bringen und das wahre Gesicht ihrer Diktatur vor aller Welt enthüllen.«⁵⁾

Die Internationale, die von Axelrod (wie jeder weiß: einem der Gründer der russischen Sozialdemokratie, dem spätern Führer der Menschewiki und dem langjährigen Vertreter Rußlands im Internationalen Sozialistischen Bureau) unablässig zum Urteil und zur Entscheidung angerufen wird, ist selber zerschlagen und spruchunfähig. Aber die Sozialdemokratie eines jeden Einzellandes kann nicht weit genug von den Totengräbern jedes wirklichen lebensfähigen Sozialismus abrücken, die durch die Zufallskonjunktur einer Übergangszeit zu Geburtshelfern einer neuen Zeit berufen schienen. Sie werden stürzen, und nach allem Geschehenen braucht kein Sozialist ihre Entthronung zu bedauern.

Leider aber haben sie den Sozialismus selber, in Rußland und selbst im Ausland, schimpflich diskreditiert und damit nicht nur vorübergehend geschwächt.

HEINRICH STÜHMER · WAS TUT DIE DEUTSCHE ARBEITERKLASSE?



IND auch die alten Machthaber mit ihrem Anhang bei uns hinweggefegt; so sind die Zeiten doch schwer und ernst, weil die übernommene Erbschaft uns fast erdrückt. Wir hätten es freilich bedeutend leichter gehabt, wenn die Umwälzung in normalen Zeiten erfolgt wäre, in denen an menschlicher Nahrung und anderen Bedarfsgegenständen überall Überfluß vorhanden ist. Leider

⁴⁾ Siehe Gorki: Ein Jahr russische Revolution, Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte /München 1918/, Seite 31 ff.

⁵⁾ Siehe Axelrod: Unsere Aufgabe, in den Stimmen aus Rußland, 1918, Seite 7 ff.

haben wir die Macht erst am Ende eines 4½-jährigen Krieges bekommen, der für unser Volk unglücklich verlief. Während dieser ganzen Kriegszeit sind wir nicht nur fast vollständig von jeder Zufuhr aus dem Ausland abgesperrt gewesen, sondern es war auch der größte Teil der inländischen Produktion lediglich auf die Erzeugung und Herstellung von Kriegsmaterial eingestellt. Alle vorhandenen Warenlager der für den Lebensunterhalt wichtigsten und notwendigsten Bedürfnisse wurden fast völlig geleert, überall mußte rationiert werden, um die bloße Weiterexistenz zu retten. Unser Rohmaterial ging zur Neige. Die Landwirtschaft ist vernachlässigt, und unsere Verkehrsmittel sind so heruntergewirtschaftet, daß sie den an sie gestellten Anforderungen auch nicht in dürftigster Weise genügen. Daß auch die Revolution nicht ohne Gefahren für unsere Wirtschaft vorübergehen würde, verstand sich ganz von selber. Trotz allem müssen wir uns jetzt aufraffen, uns wieder auf uns selbst besinnen, wenn wir nicht die Schuld auf uns laden wollen alles in Grund und Boden ruiniert zu haben.

Die Revolution ist nicht Selbstzweck sondern nur Mittel zu dem Zweck an Stelle der alten Regierungsmethoden bessere zu setzen, unter denen das Volk in seiner Gesamtheit sich wohler fühlt. Ein Umstand, der uns den Aufbau ganz gewaltig erschwert, ist die Spaltung der sozialdemokratischen Partei, die der Krieg bewirkt hat, und die bis zum heutigen Tag fort dauert. Eine politisch und gewerkschaftlich geeinigte Arbeiterbewegung hätte die Hindernisse, die ihr entgegenstehen, bedeutend leichter überwunden. Alle die organisatorischen und agitatorischen Kräfte, die sich jetzt im Widerstreit der Meinungen verbrauchen, hätten ihre aufbauenden Talente zu weit mehr und besseren Zwecken verwerten können. Die provisorische Regierung des Rats der Volksbeauftragten erläßt einen Aufruf an die deutschen Arbeiter, der mit dem Satz beginnt: »Die Errungenschaften der sozialistischen Revolution sind in Gefahr. Die drohende Katastrophe zeichnet sich täglich deutlicher ab.« Nach einer Schilderung des Rückgangs unserer Volkswirtschaft fordert der Aufruf die Arbeiter auf die Wirtschaft, die jetzt zusammengebrochen ist, wieder aufzurichten und dafür zu sorgen, daß uns Hunger und Bürgerkrieg erspart bleiben. »Der Sozialismus verlangt Arbeit, kann nur bestehen auf Grundlage der Arbeit. Wer feiern muß, soll Unterstützung bekommen; aber wer feiert, obwohl er arbeiten könnte, macht sich und die anderen ärmer, versündigt sich an seinem Volk und dessen sozialistischer Zukunft, hilft den Zusammenbruch vorbereiten, der schließlich auch ihn verschlingt.« Ein Aufruf der Arbeitsgemeinschaft der industriellen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände Deutschlands wendet sich ebenfalls an die Arbeiterschaft und speziell an die Arbeitslosen, weil uns allen der Untergang droht. Trotz großer Arbeitslosigkeit herrscht Arbeitermangel im Bergbau, in der Eisen- und Stahlindustrie, im Transportgewerbe, in der Land- und Forstwirtschaft. Helft Kohle fördern, Eisen schaffen, den Güterverkehr beschleunigen, geht in die Forst- und Landwirtschaft, meldet euch bei den Arbeitsnachweisen, erkennt und übt wahre Solidarität, stärkt den Arbeitswillen und das Verantwortungsbewußtsein, sonst macht Ihr euch mitschuldig am Untergang unseres Volkes, heißt es in dem sehr ernstesten Mahnruf an unsere deutsche Arbeiterschaft.

Freilich, jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Aber es ist bereits Sorge getragen, daß er ihn auch erhält. Die großen Arbeitgeberverbände, von

denen ein Teil bis in die jüngste Zeit den Herrenstandpunkt vertreten hatte, haben mit den jetzt von ihnen als berufene Vertretung der Arbeiterschaft anerkannten Gewerkschaften der Arbeitnehmer abgemacht, daß die Arbeitsbedingungen für alle Arbeiter und Arbeiterinnen gemäß den Verhältnissen des betreffenden Gewerbes durch Kollektivvereinbarungen mit den Berufsvereinigungen der Arbeitnehmer festgesetzt werden müssen. Für diese Kollektivvereinbarungen sollen Schlichtungsausschüsse respektive Einigungsämter vorgesehen werden, die zu gleichen Teilen aus Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertretern bestehen. Ferner wird das Höchstmaß der täglichen Arbeitszeit in allen Betrieben auf 8 Stunden festgesetzt. Verdienstschmälerungen aus Anlaß dieser Verkürzung der Arbeitszeit dürfen nicht stattfinden. Obwohl die Beratungen über diese Vereinbarungen bereits Ende Oktober begonnen hatten, wollen wir das Endresultat dieser wirtschaftlichen Errungenschaften gern auf das Konto der politischen Umwälzung setzen. Der Arbeiterschaft soll dadurch zunächst die Gewähr gegeben werden, daß sie für ihre Leistung eine durch Verträge gesicherte anständige Bezahlung erhält. Die Sozialisierung der Betriebe ist eine politische Angelegenheit der Volksgemeinschaft und muß in jedem einzelnen Fall und für jeden Betrieb von den dazu Beauftragten vorher genau erwogen werden. Aber selbst wenn es sich anders verhielte, hätte die Arbeiterschaft gar kein Interesse daran die Betriebe erst herunterzuwirtschaften und sie dann im Zustand des völligen Bankrotts zu übernehmen.

Man sollte das alles eigentlich für Selbstverständlichkeiten halten, über die zu reden und zu schreiben sich gar nicht verlohnte. Aber dem ist nicht so. Erleben wir doch tagtäglich, daß in mehreren Betrieben sogenannte wilde Streiks ausbrechen, mit denen die gewerkschaftlichen Organisationen gar nichts zu tun haben und für die sie auch nicht verantwortlich zu machen sind. Allerdings sind diese Streiks viel häufiger und zahlreicher in den Betrieben der Metallindustrie und im Bergbau, wo es bisher an tariflicher Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen mangelte, als beispielsweise in der Holzindustrie und im Baugewerbe, wo die letzten Vereinbarungen glatt und ohne Betriebsstörungen in Kraft traten. Wo aber Tarifverträge bestehen, die weder gekündigt noch aufgehoben sind, da ist es natürlich doppelt verwerflich unter Umgehung der Tarifinstanzen zur Erzwingung außertariflicher Forderungen in den Streik zu treten, weil dadurch die Tariftreue der Gewerkschaften in Frage gestellt wird. Das selbe trifft für die sich stets wiederholenden Demonstrationsstreiks zu, die namentlich von der Spartacusgruppe veranstaltet werden. Ohne auch nur die direkt Beteiligten vorher zu befragen, veröffentlichen einige wenige Personen einen Aufruf an die Arbeiter Berlins: Heraus aus den Betrieben! Gerade als wenn die Revolution eine ununterbrochene Kette von Arbeitseinstellungen wäre. Zu keiner Zeit haben sich die Führer der Gewerkschaften eine solche Diktatur angemaßt, wie sie hier von den deutschen Bolschewisten ausgeübt wird. Dagegen müssen die vernünftigeren Arbeiter selber Front machen, wenn sie sich nicht um alles Ansehen bringen wollen, das sie sich durch ihre organisatorische Fähigkeit in der Volksgemeinschaft erworben haben. Wenn der Landmann nicht sät, kann er auch nicht ernten, und das trifft in gleicher Weise für die ganze Bevölkerung zu. Wenn wir nicht arbeiten, werden wir die geringen Vorräte bald aufgezehrt haben, und die Folge wird sein, daß wir nichts zu essen haben. Wir werden

auch vom Ausland nichts hereinbekommen, weil wir keine Waren ausführen können und deshalb im Ausland auch keinen Kredit erhalten. Daß aber unter dem Nahrungsmittelmangel am allermeisten die Arbeiter zu leiden haben werden, ist leicht einzusehen. Ebenso verhält es sich mit Kleidung und Wohnung sowie allen anderen notwendigen Bedarfsartikeln.

Durch eine Verordnung des Reichsarbeitsamts über Tarifverträge, Arbeiter- und Angestelltenausschüsse und Einigungswesen erlangen die von den Gewerkschaften mit einzelnen Arbeitgebern oder Vereinigungen von Arbeitgebern abgeschlossenen Tarifverträge Gesetzeskraft; sie werden für allgemein verbindlich erklärt, und zwar je nach Art des Berufs als Orts-, Bezirks- oder Reichstarif. Es darf also fortan unter keinen Umständen ein geringerer Lohn als der Tariflohn gezahlt werden, so daß die Abdingbarkeit aufhört, was als ein gewaltiger Fortschritt auf dem Gebiet des Tarifwesens zur Sicherung der Lohn- und Arbeitsbedingungen bezeichnet werden muß. Wie schon der Titel der Verordnung besagt, sind in ihr Ausschüsse als die wirtschaftliche Vertretung der Arbeiter und Angestellten anerkannt. Dergleichen sind im Einigungswesen Schlichtungsausschüsse vorgesehen, die bei Streitigkeiten über Lohn- und Arbeitsbedingungen angerufen werden.

Wenn also auch auf dem so lange vernachlässigten Gebiet der sozialen Gesetzgebung, insbesondere des Tarifrechts, jetzt zugunsten der Arbeiter schneller gehandelt wird, um hier einmal Ordnung zu schaffen, so wird dies auch von der organisierten Arbeiterschaft nicht unterschätzt werden dürfen. Es ist die Gefahr vorhanden, daß die Arbeiterschaft allmählich jedes Augenmaß für das wirtschaftlich Mögliche und damit Erstrebenswerte verliert, daß sie so, statt Träger der Produktion, ihr Totengräber wird. Da muß die wirtschaftliche Vertretung der Arbeiterklasse, die Gewerkschaftsbewegung, energisch eingreifen und durchgreifen. Den Gewerkschaften sind allerdings in den letzten Wochen so viele neue Mitglieder zugeströmt, daß es erst einiger Zeit bedürfen wird, um diese richtig zu schulen und an die gewerkschaftliche Ordnung und Disziplin zu gewöhnen. Sind doch viele, wenn nicht die meisten der sogenannten wilden Streiks in der letzten Zeit von solchen Arbeitern geführt worden, die von der Organisation bisher nichts wissen wollten, weil sie nicht den Mut fanden ihren Arbeitgebern entgegenzutreten und von ihrem Koalitionsrecht Gebrauch zu machen. Erst die Revolution hat sie von ihrer Gebundenheit befreit. Unverständlich und unverzeihlich aber ist es, wenn Gewerkschaftsleitungen, statt diese Arbeiter zu führen und mit wahren gewerkschaftlichen, produktiven Geist zu erfüllen, ihnen nachgeben, sich gar von ihnen treiben lassen. Diese Zustände mochten als Übergang für eine kurze Zeit mit in den Kauf genommen werden. Endlich müssen Vernunft und Verantwortungsgefühl doch wieder die Oberhand gewinnen. Jedermann muß die von der Regierung an das Proletariat gerichtete Aufforderung hören und verstehen durch regelmäßige, geordnete Arbeit in allen Berufen, Werkstätten und Fabriken unsere heruntergekommene Wirtschaft wieder aufzurichten und uns damit vor Hungertod, vor sicherem Untergang zu retten. Hier dürfen nicht ungezügelte, dunkle Triebe entscheiden, wo die Gemeinschaft selber, wo das Leben des ganzen armen, ausgebeuteten Volkes auf dem Spiel steht. Sozialismus ist Gemeinschaftsgeist, ist Brüderlichkeit. Soll er in der deutschen sozialistischen Republik keine Stätte haben?



HUGO HEINEMANN - RECHTSSICHERHEIT

SEIT mehr als einem Jahrzehnt herrscht in der juristischen Welt lebhafter Streit darüber, ob es sich empfiehlt dem richterlichen Ermessen einen größern Spielraum zu lassen als dies das geltende Recht tut. Insbesondere ist eine größere richterliche Freiheit auch für das Strafrecht gefordert worden. Man verlangte, daß im Strafprozeß die Formenstrenge beseitigt, und daß für das materielle Strafrecht die scharfen Begriffsbestimmungen des geltenden Rechts über Bord geworfen werden sollten. Die Begriffe sollten viel elastischer, vager und dehnbarer gestaltet werden, damit die Persönlichkeit des Richters die Möglichkeit zu größerer Entfaltung und Auswirkung habe.

Dieser Forderung bin ich stets entgegengetreten und habe stets betont, daß die Freiheit des Bürgers gefährdet sei, wenn dem richterlichen Ermessen ein zu weiter Spielraum gelassen werde. Es darf niemand verurteilt werden, wenn das Verfahren nicht streng korrekt innegehalten wird; denn ein Fehler im Verfahren hat fast stets ein inhaltlich ungerechtes Urteil zur notwendigen Folge. Das materielle Recht muß so gestaltet sein, daß es mit völliger Klarheit zum Ausdruck bringt, welche Handlungen erlaubt und welche verpönt sind. Bei Schaffung unseres Reichsstrafgesetzbuches und der Reichsstrafprozeßordnung war der Gesetzgeber denn auch bemüht die Kautschukparagrafen des preußischen Strafgesetzbuchs möglichst zu vermeiden. Beide Gesetze sind in einer liberalen Epoche entstanden, und beide waren darauf bedacht die bürgerliche Freiheit so weit wie möglich zu schützen. Im Lauf der Zeit wurden die vom Gesetzgeber aufgerichteten Barrieren jedoch mehr und mehr niedergerissen. Insbesondere geschah dies in politischen Prozessen, die sich lawinenartig vermehrten. Der Wunsch mittels des Strafgesetzes und der Polizei die politisch und wirtschaftlich entgegengesetzt Stehenden zu treffen führte zu einer ungeheuren Vermehrung der strafgerichtlichen Verhandlungen. Ganz besonders die Streikprozesse bilden das trübste Kapitel, das sich je in einem Kulturstaat abgespielt hat. Selbst das zaristische Rußland stand hierin hinter Deutschland zurück. In diesen politischen Prozessen wurde es üblich die Begriffe des Strafgesetzbuchs mehr und mehr zu dehnen, so daß Handlungen bestraft wurden, die der Gesetzgeber bei Schaffung des Gesetzes nicht für strafbar erachtet hat. Man denke an die Ausdehnung des Hochverrats-, des Beleidigungs- und des Erpressungsparagrafen oder an die Gefährdung des öffentlichen Friedens.

Leider ist die Rechtsprechung des Reichsgerichts dieser ungesunden Judikatur nicht entgegengetreten. Im Volk, dem sie die Klassenjustiz verkörperte, hat sie eine leidenschaftliche Erregung hervorgerufen. Allein mit der gegen organisierte Arbeiter gerichteten *Erpressungsjudikatur* wurde eine Drachensaat ausgestreut, deren Früchte gewaltig reiften. Alle Mahnungen auf dieser Bahn nicht weiterzuschreiten sind in der Zeit vor dem Krieg vergeblich geblieben. Oft genug ist betont worden, daß der Schaden, den die geschilderte Rechtsprechung anrichtet, in keinem Verhältnis zu den Vorteilen stehe, die der Strafrichter von seinem eigenen Standpunkt aus für das Staatswohl damit erreichen wolle. Man wies mit Recht darauf hin, daß nichts mehr die staatliche Ordnung untergrabe, als wenn das Volk die Empfindung habe, daß

im Gerichtssaal nicht Recht gesprochen werde, sondern die politische Macht triumphiere. Die Folgen einer solchen Erschütterung des Rechtsgefühls, die durch die Rechtsprechung des alten Regimes mit Notwendigkeit hervorgehoben werden mußte, konnten nicht ausbleiben.

Wir haben in unseren Tagen das, was dadurch angerichtet worden ist, zu sehen bekommen. Die Arbeiter- und Soldatenräte sind in nicht seltenen Fällen über die ihnen vom Recht gesetzten Grenzen hinausgegangen. Wir erlebten Vorgänge, wie sie sich in Neukölln abgespielt haben, oder bei der Verhaftung der Herren Thyssen und Stinnes, bei denen wohl kaum eine Vorschrift der Strafprozeßordnung unverletzt geblieben ist, Ereignisse, wie sie H. von Gerlach, unter wörtlicher Wiedergabe von Soldatenratsverfügungen, in der Welt am Montag vom 23. Dezember 1918 mitgeteilt hat, Handlungen, gegen die sich auch der Erlaß der Volksbeauftragten gegen das unbefugte Eingreifen der Arbeiter- und Soldatenräte mit aller Schärfe gerichtet hat. Es mag verständlich erscheinen, daß die Erregung der Revolution zu nicht zu billigen Exzessen geführt hat, und man muß sogar so weit gehen zuzugeben, daß solche Exzesse vorkommen mußten, eben weil die Rechtsprechung des alten Regimes in politischen Prozessen geradezu einer Verwilderung in der Rechtsauffassung bewirkt hatte. Gleichwohl dürfen doch für die Zukunft Übergriffe, wie die geschilderten, nicht mehr vorkommen. Das deutsche Volk hat in den 4½ Kriegsjahren unendlich viel an Entbehrungen getragen und wird solche auch noch weiter, vielleicht noch schwerere, ertragen müssen. Dies wird als unabwendbares Schicksal hingenommen werden. Aber unerträglich ist es, wenn Recht und Gerechtigkeit zum alten Eisen geworfen werden. Dies kann kein auf seine Ehre haltendes Volk ertragen. Insbesondere kein sozialistisch gesinntes Volk. Ebert hat durchaus recht, wenn er jüngst gesagt hat: »Sozialismus schließt jede Willkür aus. Er ist Ordnung auf höchster Basis. Unordnung, persönlicher Wille und Gewalttat sind Todfeinde des Sozialismus.« Es muß alles geschehen, um der bolschewistischen Rechtssabotage den Eintritt zu wehren.

Wir werden in unserer Strafrechtspflege ein Volksrichtertum in Zukunft sehen, wie wir es bisher nicht gekannt haben. Man kann darüber streiten, ob die Form gewählt werden soll, daß der Vorsitzende ein juristisch Gebildeter sein muß und alle Beisitzer Männer aus dem Volk sind, oder ob nur der nicht am Urteilsspruch teilnehmende Verhandlungsleiter aus den Kreisen der Juristen zu entnehmen ist, während der Schuldspruch selber allein von den Laienrichtern zu fällen ist, wie heute schon beim Geschworenengericht. In jedem Fall werden wir Sozialdemokraten das Verlangen stellen müssen, daß unsere Rechtsprechung überwiegend in die Hände des Volkes zu legen ist. Wenn dies aber geschieht, so muß der Laienrichter, dem das juristisch disziplinierte Urteil des Berufsrichters fehlt, zur Gesetzestreue erzogen werden. Diese Erziehungsarbeit wird nicht leicht sein, weil eben, wie kurz angedeutet wurde, die Rechtsprechung der Vergangenheit kein gutes Vorbild bietet. Es gibt, um diese Erziehungsarbeit ordentlich zu leisten und unser Volk vor dem größten Unglück, das möglich ist, zu bewahren, um das fundamentum regnum, die Gerechtigkeit, unerschüttert zu lassen, nur ein Mittel: Man gestaltet das Recht so, daß im Strafverfahren die schärfste Formenstrenge und im materiellen Recht die präziseste Begriffsbestimmung vorherrscht. Nie war, wenn die bürgerliche Freiheit unangetastet bleiben und

wenn die herrschenden Klassen nicht die Minderheit zum Amboß machen sollen, der sogenannte Formalismus im Recht nötiger als gerade jetzt.

Dies wird sich die sozialdemokratische Partei vorhalten müssen, wenn sie an die Reform der Strafprozeßordnung und des Strafgesetzbuchs herantritt. Eine Arbeit, die nicht mehr lange auf sich warten lassen wird; denn seit Jahrzehnten ist es Überzeugung des ganzen Volkes, daß beide Gesetze reformbedürftig sind. Zu beiden liegen amtliche Entwürfe vor, die manches Brauchbare enthalten, aber im ganzen stärkster Umarbeitung bedürfen. Insbesondere gilt dies von dem Vorentwurf zu dem Strafgesetzbuch, der im besondern Teil das Bestreben zeigt dem Richter weit größere Ungebundenheit zu gewähren als dies das geltende Recht tut. Dieser Weg führt bei dem klassenmäßig befangenen Richter zur Klassenjustiz schärfster Prägung. Von genau der gleichen Art, nur in ihren Konsequenzen noch viel weitergehend, ist jene Willkür, die wir augenblicklich in Rußland herrschen sehen, woselbst alles das, was wir als selbstverständliche, geradezu heilige Errungenschaft eines Kulturvolks ansehen: die Unabsetzbarkeit des Richters, die Trennung von Gesetzgebung und Rechtsprechung, über Bord geworfen ist.

Wir haben wahrlich in der Vergangenheit genug erlebt an Dehnen und Pressen des Gesetzeswortlauts, an Verdunkelung der Grenzlinien zwischen Recht und Unrecht bis zur Undeutlichkeit, an Bestrafung von Handlungen, die die Volksmoral als Ausfluß höchster Pflichterfüllung ansah. Wir brauchen jetzt einen gesetzestreu Richter und ein Gesetz, das ihm klar und deutlich sagt, wie er richten soll.

JULIUS KAIM - DER ACHTSTUDENTAG IN DER LANDWIRTSCHAFT



ENDE November erklärte der Volksbeauftragte Barth, daß der Achtstundenarbeitstag auf dem Land vorläufig nicht eingeführt werden könnte. Er stieß dabei auf Widerspruch. Die Widersprechenden scheinen sich der Schwierigkeiten nicht bewußt gewesen zu sein, die eine solche von heute auf morgen eingeführte Umwälzung für die Volksernährung einerseits und für das Leben der Landarbeiter andererseits hervorrufen würde. Es darf nicht vergessen werden, daß ein Industriebetrieb, gleichviel welcher Art, nicht mit einem landwirtschaftlichen Betrieb verglichen werden kann; daß schon der Begriff landwirtschaftlicher Arbeiter nicht einheitlich zu werten ist; und daß man sich vor allem die Frage vorlegen muß, wer bei plötzlicher Einführung dieser Arbeitszeit (selbst wenn sofortige Sozialisierung möglich wäre) der leidtragende Teil wäre.

Der Gedanke ohne Rücksicht auf eine Minderung der Produktion nur 8 Stunden arbeiten zu lassen ist aus selbstverständlichen nationalwirtschaftlichen Gründen a limine abzuweisen. Will man nun unter voller Aufrechterhaltung des Arbeitsergebnisses eine Verkürzung der Arbeitszeit eintreten lassen, so ist vor allem zu berücksichtigen, daß die Arbeitszeit eines großen Teils der landwirtschaftlichen Arbeiter ganz unkontrollierbar ist. Der einen Dampfpflug Bedienende ist freilich ebenso zu kontrollieren wie der Industriearbeiter an der Maschine; das gleiche etwa gilt vom Schnitter. Nehmen wir nun ein Gegenbeispiel: Ein Knecht erhält den Auftrag eine

Fuhre Zuckerrüben zur Fabrik in die Stadt zu fahren. Der Andrang der Wagen an der Fabrik ist verschieden; die Wartezeit ist ebenso unkontrollierbar wie die Angabe des Knechtes, der Wagen sei steckengeblieben oder in Unordnung geraten. Ähnliche Fälle sind natürlich noch zu Dutzenden aufzuführen.

Die Folgerung ist die, daß bei der Frage einer auf 8 Stunden beschränkten Arbeit zum mindesten zwischen kontrollierbaren und unkontrollierbaren Arbeiten zu unterscheiden ist. Das Kriterium der unkontrollierbaren Arbeiten ist, daß diese fast durchweg weniger Energieen beanspruchen als die kontrollierbaren: der rübenfahrende Knecht im Vergleich zum rübenhackenden, der Kutscher im Vergleich zum Schnitter usw. In der Praxis ist nun, wenn wir den deutschen Osten nehmen, der kontrollierbare Arbeiter bisher meistens Tagelöhner gewesen, der unkontrollierbare Deputatempfänger; der größte Teil der ersten rekrutierte sich, aus Mangel an Leuten, aus Polen, der anderen aus Einheimischen. Es ist nun festzustellen, daß der Schwerarbeiter (kontrollierbar) meist ein geringeres Einkommen hat als der Leichtarbeiter (unkontrollierbar). Der Durchschnitt eines Deputats belief sich zum Beispiel in der Mark Brandenburg jährlich auf etwa 500 Mark bar, 20 Zentner Roggen, 18 Zentner Gerste, 2 Zentner Erbsen, 100 Zentner Kartoffeln, 50 Zentner Kohl, 50 Liter Milch, 10 Mark Holzgeld, neben freier Wohnung, Gartenland und freier Viehhaltung; im Krieg trat dazu meist eine Zulage in der Höhe von etwa 120 Mark jährlich. Ein solches Durchschnittsdeputat entsprach während des Krieges etwa dem Wert von 2400 Mark, im Frieden etwa dem von 1400 Mark. Dagegen ist das schwankende Einkommen des auf Tagelohn gesetzten kontrollierbaren Schwerarbeiters kläglich; es beträgt neuerdings 3,60 Mark für den Tag. Was die Deputatanstellung anlangt, so sind ihre Vorteile klar: Die Verpflegung der Familie ist reichlich gesichert, ein kleines Bareinkommen wird fast stets durch den Verkauf eines Teils der Lebensmittel und, vor allem, durch die Viehhaltung vergrößert. Die Einführung der Auszahlung des Deputatwerts in barem Geld stieß deshalb mit Recht stets auf den Widerstand der Arbeiter. Trotzdem ist dieses Einkommen stets beschränkt, da für eigene Arbeit in der Hälfte des Jahres nur wenig Zeit bleibt, denn die Bestimmung über die Länge der Arbeitszeit liegt völlig in den Händen des Arbeitgebers. Dem Familienleben, dem Menschsein, bleibt wenig Zeit, ohne daß der Verdienst durch die Mehrleistung größer wird. Der kontrollierbare Tagelöhner vollends ist vollkommen von der Einsicht des Arbeitgebers abhängig. Als nächstes wäre die Durchschnittsarbeitszeit in einem gut geleiteten und den Boden voll ausnutzenden Betrieb festzustellen. Man kann diesen Durchschnitt mit etwa 10 Stunden (7 bis 14) annehmen. Es wäre auch ganz gerechtfertigt als Norm bei der Landwirtschaft fürs erste 10 Stunden, im Gegensatz zu 8 in der Industrie, festzusetzen; denn man muß an die gesündere Arbeit, die besseren Lebensbedingungen und das entsprechende Erreichen höhern Lebensalters auf dem Land denken.

Betrachtet man nun die Wege zur Änderung der Verhältnisse, so scheinen mir zunächst für die kontrollierbaren Arbeiter ohne Deputatanstellung 4 Punkte maßgebend, die jetzt schon ohne Schädigung der Ernährung durchzuführen sind und bereits eine gewaltige Besserung mit sich brächten. Sie lauten: 1. Es muß ein Minimallohn festgesetzt werden. 2. Ebenso eine Verpflichtung zur Überstundenbezahlung nach 10stündiger Arbeitszeit. 3. Die

Überstunde ist mit mindestens anderthalbfachem Stundenlohn zu entgelten. 4. Die Anordnung, daß und wieviel Überstunden zu machen sind, ergeht auf Grund einer Auseinandersetzung zwischen Gewählten der Arbeitnehmer und dem Arbeitgeber oder der Entscheidung einer für jeden Landkreis einzusetzenden Kommission aus Arbeitnehmern und Arbeitgebern. Die Höhe des Minimallohns könnte von einer Kommission festgesetzt werden, die aus Arbeitnehmern und solchen Arbeitgebern, die jene wählen, zusammengesetzt wäre. Man darf nicht vergessen, daß innerhalb der Landkreise Arbeitgeber und Arbeitnehmer unter einander meistens bekannt sind, daß also eine Wahl innerhalb eines Kreises nicht auf Schwierigkeiten stoßen würde. Die Vorschläge, die eine solche Kommission macht, sind dann mit denen anderer Kreise zu vergleichen, und dann ist das Mittel zu ziehen. Voraussetzung müßte sein, daß in keiner Kommission Arbeiter sitzen, deren Arbeitgeber ebenfalls dazugehören.

Schwieriger erscheint das Problem der Lohnhöhe bei den unkontrollierbaren Arbeitern mit Deputat. Denn der Wert des Deputats ist abhängig vom Preis der Produkte, und dieser von der Witterung; also von der Natur, die ja überhaupt der größte Preisregulator in der Landwirtschaft ist. Der Wert des Deputats fällt mit der Gunst des Wetters und steigt mit seiner Mißgunst, ohne daß die Arbeitsleistung steigt oder fällt. Um das Minimaleinkommen in gerechter Weise festzulegen, kann man, dem Rat eines erfahrenen Landwirts zustimmend, die Höhe auf Grund des Preisdurchschnitts der letzten 3 Jahre von Jahr zu Jahr festlegen. Dadurch wäre der Besitzer, auch wenn es der Staat ist, gezwungen nicht nur den augenblicklichen schlechten Stand zu berücksichtigen sondern nach einem Durchschnitt jährlich das Einkommen festzustellen. Gegen eine generelle Festsetzung der Arbeitszeit und Zahlung der Überstunden wie beim Lohnarbeiter sprechen nun folgende Gründe: 1. die Unkontrollierbarkeit, 2. die weniger anstrengende Arbeit, 3. der aus der Viehhaltung und der Selbsthaftigkeit sich ergebende Mehrnutzen. Würde die Arbeitszeit auch beim Deputatempfänger festgelegt, so befände er sich in großem Vorteil gegenüber dem Lohnarbeiter. Eingeschränkt könnte eine Überanstrengung vielleicht dadurch werden, daß private Arbeiten besonders zu entlohnen sind (der Knecht, der im Kostüm des *herrschaftlichen Dieners* am Sonntag in die Stadt fahren muß, und ähnliche Ausnahmendienste).

Die Produktion eines Betriebs ist jedoch nicht nur von der Länge der Arbeitsstunden abhängig sondern zunächst von der Leistung des Leiters. Unsere bisherige Gesetzgebung schreibt in dieser Beziehung nichts vor. Der Unfähige kann ein Gut zugrunde richten, kann dadurch der Volksernährung unermesslich schaden, ohne daß er zur Einstellung seiner Tätigkeit verurteilt werden kann. Selbst jemand, dessen Unfähigkeit sich in einer Zahl von Konkursen deutlich erwiesen hat, dessen Lebensart klar den Beweis für die Schuld der Konkurse zeigt, darf weiter die Volksernährung gefährden. Hier kann nur ein Gesetz Abhilfe schaffen, das dem Staat die Macht gibt gegebenenfalls die Verpachtung zu erzwingen. Selbst eine 14stündige Arbeitszeit ist nicht imstande das herauszuwirtschaften, was ein schlechter Landwirt in einer Stunde verderben kann. Es ist nun selbstverständlich nicht angängig den Pächter arbeiten zu lassen, während der Untüchtige nur die Pacht einzustecken braucht. So wird es Sache des Staates sein müssen dahin zu wir-

ken, daß Betriebe der geschilderten Art verstaatlicht werden und der bisherige Besitzer unter dem von Staats wegen eingesetzten Pächter als Beamter arbeitet.

Was hier auseinandergesetzt wurde, ist in der Überzeugung begründet, daß einerseits eine uneingeschränkte 8stündige Arbeitszeit im Landwirtschaftsbetrieb ohne unabsehbare Nachteile für die Volksernährung nicht durchführbar ist, daß andererseits der Arbeitstag auf Grund der Anschauung über kontrollierbare und unkontrollierbare Arbeit geregelt werden kann. Die Unterlagen sind der Praxis märkischer Dörfer entnommen. Es ist ferner gesagt worden in der Überzeugung, daß eine Kontrolle über die Ausnutzung des Bodens ausgeübt werden muß. Freilich nur über das Ergebnis der Gesamtausnutzung. Nichts wäre schädlicher als ein behördliches Dreinreden in die Einzelheiten des Betriebs. Die organische Produktion fügt sich nicht dem staatlichen Zwang. Während des Krieges ist die Landwirtschaft von der Bureaukratie fast zur Katastrophe getrieben worden; sie konnte sich nur durch Heimlichkeit und Umgehung der Verordnungen schützen. Die kommende Friedenszeit soll uns den Sozialismus bringen. Dessen Geist bedeutet die Einordnung des einzelnen in die Gesamtheit; aber in freiwilliger Hingabe, die nicht durch Strafandrohung von außen sondern durch Pflichtbewußtsein, persönliches Verantwortungsgefühl und innere Einsicht bewirkt wird, und die allein zur höchsten Gemeinschaftsleistung führt.

RAPHAEL SELIGMANN · VOM TOD

ERFAHRUNGEN des täglichen Lebens wie naturwissenschaftliche Untersuchungen belehren uns darüber, daß das Eintreten des Todes in rein physiologischen Prozessen begründet ist, in physiologischen Prozessen, die sich nur als ein Spiel blinder Naturkräfte darstellen und mit unseren Stimmungen und Bewertungen nichts gemein haben. Die Beobachtungen des Alltags wie die tiefergreifenden Forschungen der Naturwissenschaft sagen uns nichts über die Bedeutung eines rein natürlichen Geschehens, das in der mechanischen Abwicklung von Ursachen und Wirkungen ein blindes Spiel zu treiben scheint. Nicht jene Bedeutung meine ich, die das fühlende und bewertende menschliche Bewußtsein mit den Phänomenen des Sterbens und des Todes verknüpft, sondern lediglich diejenige, die in den physiologischen Prozessen selber verwurzelt ist und unserer empirischen Beobachtung verschlossen bleibt. Denn auch diese Prozesse haben ihren Sinn und ihre Moral, einen Sinn und eine Moral, die ganz gewiß mit unseren Wertmaßstäben vollständig inkommensurabel sind, die aber nichtsdestoweniger begriffen und gewürdigt sein wollen.

Das Eintreten des Todes fühlen wir alle mehr oder weniger als eine Ungerechtigkeit und Gewalttat, die uns gegenüber von der Natur verübt wird, dieser Natur, die unserm Lebensdrang nicht die mindeste Rechnung zu tragen geneigt ist. Aber wie wenige von uns mögen das Gefühl davon haben, welche Ungerechtigkeit und welche Gewalttat der Natur gegenüber von unserm Organismus verübt wird, diesem unserm Organismus, der ohne das geringste Bedenken sich die Naturstoffe aneignet, um sie in Teile seiner eigenen Substanz zu verwandeln. Vom Beginn seiner Entwicklung an stellt

sich unser Organismus in den Mittelpunkt des kosmischen Geschehens, indem er seine Fangarme nach allen Richtungen hin ausstreckt, alle ihm passenden und nützlichen Kräfte der äußern Natur in den Bannkreis seiner Tätigkeit zu ziehen sucht und die offensichtliche Tendenz zeigt alles zu sein, wo er doch im Grunde nichts weiter als ein Teil unter Teilen, eine Erscheinung unter Erscheinungen ist. Während die leblose Materie keine Neigung und Absicht zeigt die Bestandteile ihrer Umgebung in sich aufzunehmen und zu entselbsten, um sich auf deren Kosten zu vergrößern und aufzubauen, während sie sich in ihren Ruhe- und Bewegungszuständen lediglich den großen Gesetzen der Statik und Dynamik unterwirft, geht gerade die Tendenz unseres Organismus dahin sich auf Kosten seiner Umgebung möglichst zu bereichern und zu entwickeln. Er trifft eine Wahl unter den ihm umgebenden Stoffen, scheidet sie in nützliche und schädliche, gute und böse, zieht die einen heran und stößt die anderen ab und bekundet den Willen die ganze Statik und Dynamik über den Haufen zu werfen.

Den reinsten Ausdruck für diese Sonderstellung unseres Organismus im Getriebe des kosmischen Geschehens und die ihm inwohnende Tendenz alles zu sein und zu werden stellt die *E m p f i n d u n g* und die mit dieser verbundene Vorstellungs- und Phantasietätigkeit dar. Die Tendenz alles zu entselbsten, um es auf sich selber zu sammeln und in sich zu konzentrieren, tritt in der Empfindung noch prägnanter und schärfer als in den organischen Funktionen hervor. Vermittelt der Empfindung mache ich alles, was seiner natürlichen Lage nach sich an einem Ort befindet, einem Ort also, der von meiner organischen Einheit naturgemäß getrennt ist, zu einem Hier, zu der Stelle also, wo diese augenblicklich weilt. Denn, mag sich auch der Gegenstand in der Tat dort befinden, empfinden tue ich ihn doch an der Stelle, wo ich augenblicklich verweile. Der von mir gesehene Raum ist gewiß dort, die Empfindung des Sehens jedoch ist unzweifelhaft hier. Noch klarer tritt das bei den Empfindungen des Hörens, Riechens und insbesondere des Tastens zutage. Wenn ich einen Gegenstand betaste, so weiß ich zwar, daß er sich außerhalb meiner tastenden Finger befindet; dessenungeachtet ist der Tastgehalt, also doch der Gegenstand hier in meinen Fingern eingeschlossen. Vermittelt meiner Empfindung entäußere ich den Gegenstand und verwandle ihn in einen Ausdruck meiner eigenen Substanz. Noch weiter geht meine Vorstellungs- und Phantasietätigkeit; mittels ihrer umspanne ich das unmittelbar noch nicht Empfundene, nicht Gesehene, noch nicht Getastete und mache alle Anstalten das Unendliche in den Kreis meines Ichs hineinzudrängen.

Und die Gegenstände der Natur nehmen ihre Revanche. Wie ich sie zu entäußern suche, so suchen auch sie ihrerseits mein Ich, meine organische Einheit aufzulösen und zu zerstreuen und auf das allgemeine Niveau aller anderen unbelebten Dinge herabzuführen. Und ihr Schlag trifft mich unvergleichlich härter. Denn ich weiß mich doch als den Einzigsten und bin kraft dieses Bewußtseins die ganze Welt, während sie, die Dinge, derartiges nicht wähen und als solches nicht auftreten. Der Tod ist die grausame, aber nicht ganz ungerechte Rache der Dinge an der Anmaßlichkeit meines Organismus, meines Leibes, meines Bewußtseins, schließlich meines Ichs, das alles zu sein tendiert, während es doch nur ein Teil unter Teilen ist.



ROSA MAYREDER · WANDLUNG · EIN BRIEF AUS DER VORKRIEGSZEIT



IEBER Herr Doktor, als Sie mich gestern unter denen fanden, die Ihnen nach Ihrer Rede die Hand schütteln wollten, runzelten Sie die Augenbrauen und sagten recht unfreundlich: »Was machen Sie hier, gnädige Frau? Das ist doch kein Milieu für Sie!«

Ich hatte eine entgegenkommendere Begrüßung erwartet. In Erinnerung an viele anregende Stunden der Vergangenheit war ich der ersten Gelegenheit, die Sie nach Jahren der Zurückgezogenheit, ja eigentlich der Verschollenheit wieder in die Öffentlichkeit führte, gefolgt, um zu sehen, welchen Weg Sie mittlerweile gegangen waren; aufrichtiger ausgedrückt: um mich mit Ihnen wieder in Verbindung zu setzen. Sollte ein Interesse, das sich durch Jahre der Ferne hindurch behauptet, nicht als etwas Erfreundes empfunden werden? Oder ist es mir nicht gelungen eine Art Enttäuschung so gut zu verbergen wie der Augenblick es forderte? Diese Enttäuschung hat eine Geschichte, die Ihnen unbekannt sein dürfte; wie ja die Geschichte aller Enttäuschungen immer nur dem bekannt ist, dem sie widerfahren, und nicht dem, der sie bereitet.

Daher kam es, daß ich mit meiner Aufmerksamkeit nicht ganz bei der Sache war. Ich gebe zu, die Unaufmerksamen gehören immer zu den Überflüssigen. Der Redner will Zuhörer, die aufpassen; Zuhörer, die ihren eigenen Gedanken nachhängen, kann er nicht brauchen. »Jener geheimnisvolle Kontakt, der den Redner mit seinem Publikum verbindet, besteht vielleicht darin, daß der Redner alle die vielen Gehirne, die er um sich hat, mit zwingender Gewalt nötigt die selben Gedankengänge, die er hervorbringt, unverändert zu wiederholen; daß er die Gedankengänge, die in allen diesen Gehirnen verworren enthalten sind, formuliert und in eine effektvolle Gruppierung bringt. Dann erzeugt er in seinen Zuhörern den Eindruck, daß er bloß ihr Organ und Werkzeug ist, weil sie ja alles, was da vorgebracht wird, ohnedies schon wissen; und sie gehen mit dem erhebenden Gefühl nach Hause, daß sie im Grunde sehr scharfsinnige, sehr weltkundige und obendrein (wenn die Rede in dieser Hinsicht gut ausgestattet war) sehr witzige und amüsante Leute sind. Ein Sprachrohr der Menge zu sein, das ist der wahre Beruf des Redners. Darf er denn mehr sein? Kann er ohne Rückhalt seine *wahre Meinung* aussprechen? Aber wozu sollte er dies wohl? Ist es nicht ein grobes Mißverständnis oder eine naive Verwechslung, wenn man erwartet, daß der Redner alles, was er sagt, auch selber glauben muß? Ebenso gut könnte man von einem Schauspieler, der einen Helden darstellt, verlangen, daß er selber ein Held sei. Die große Kunst des Redners besteht darin nicht merken zu lassen, wie weit er Schauspieler ist, Schauspieler sein muß, da es doch die erste Bedingung seiner Wirkung ist immer überzeugt zu scheinen.« Diesen geflügelten Worten, die ich aus dem Gedächtnis zitiere, füge ich hinzu: Vielleicht ist aber der Redner erst dann auf seiner vollen Höhe, wenn die suggestive Gewalt seiner Kunst ihn selbst mit sich fortreißt. Wenn sich in seinem Bewußtsein die Grenzen verwischen, die zwischen seinem technischen Können und seinen wirklichen Anschauungen bestehen.

Auf dieser Höhe standen Sie gestern. Wie groß der Eindruck war, den

Sie auf Ihre Zuhörer hervorbrachten, das konnte ich, die ich mitten unter dem Publikum saß, wohl noch besser beurteilen als Sie selbst. Es lag etwas Ergreifendes in diesen dicht an einander gedrängten Gesichtern, denen ein entbehrungsvolles Leben seine harten Spuren aufgeprägt hat, in diesen schweißbedeckten Stirnen, hinter denen die Gedanken schwer und unwillig arbeiten wie Pflugochsen, die stehen bleiben, sobald sie nicht durch Peitschenknallen angetrieben werden, in diesen breiten, knochigen Händen, die ungelenk geworden sind durch den einen Handgriff, den sie jahraus jahrein wiederholen, in diesen gebeugten Schultern, auf denen die Notdurft des Lebens wie eine zermalmende Bürde lastet, eine Bürde, die es ihnen unmöglich macht sich aufzurichten und der Brust Raum zu gewähren für den leichten Atem, aus dem die Seele ihre Freiheit und ihr Glücksgefühl schöpft. Elend, Elend, Elend schrien alle diese geröteten Augen, alle diese zusammengeknickenen oder herabhängenden Lippen, alle diese gelben oder blauroten Wangen, die der Hunger oder der Frost gezeichnet hat. Und dazu diese angerauchten Wände des Saales mit ihrer geschmacklosen, fleckigen Malerei, diese Luft, die überhitzt ist von den vielen Gasflammen und den tausend menschlichen Leibern, undurchsichtig vor Tabaksqualm und geschwängert von den Ausdünstungen alter Kleider, an denen die Gerüche von Werkstätten und feuchten Kellerwohnungen haften. Und der ganze Raum erfüllt von Ihrer Stimme wie von einem langanhaltenden Alarmsignal, von einer lauten, scharfen, angestregten Stimme, die sich in den äußersten Akzenten bewegt, in Donnerworten der Anklage und in Peitschenhieben des Hohns wider die Gegner, in einer feierlichen Klangfülle der Überredung und einer triumphierenden Gewalt der Selbstgewißheit bei den Ausführungen des Parteiprogramms. . . Ohne weitere Umschweife: Dieser *Brustton der Überzeugung* war es, der mich so zerstreut machte.

Denn lebhaft gedachte ich eines andern Abends, an dem ich diese Stimme zum erstenmal hörte. Damals war sie nicht laut und scharf; sie floß in natürlicher Gleichmäßigkeit von lächelnden Lippen und gehorchte ohne Aufwand dem leichten Spiel der Gedanken. Es war die Stimme eines Redners, der noch nicht alle Mittel seines Metiers kennt; oder vielmehr eines Redners, für den die Rede noch nicht Metier geworden ist. Sie sagten mir später, daß es Ihr erstes öffentliches Auftreten gewesen sei; und vielleicht hat der ungeheure Erfolg, den Sie gleich beim ersten Anlauf davontrugen, bestimmend auf Ihr ferneres Leben eingewirkt. Vielleicht aber entsinnen Sie sich kaum mehr jenes Abends; vielleicht war er für Ihr Publikum ein merkwürdigeres Erlebnis als für Sie selbst. Es ist ziemlich lange her; 10 oder 12 Jahre müssen wohl seither vergangen sein. Ich weiß auch nicht mehr, um was es sich damals handelte. Mir ist nur ein goldstrotzender Saal im Gedächtnis geblieben, gefüllt mit Herren in schwarzen Röcken und mit Damen in Federhüten, unter denen rosige Ohren von Diamanten funkelten, und diese Menge umwoht von einer Atmosphäre, in der parfümierte Battistaschentücher und Havannazigarren im Verein mit Hummermayonnaise und gebratenem Rehrücken ihre Spuren hinterlassen hatten: kurz, eine jener Versammlungen, in denen *das soziale Gewissen der Besitzenden geweckt* werden sollte. Theoretisch, zum mindesten. Eine langwierige Diskussion hatte sich entsponnen, bei der ein wahres Feuerwerk scharfsinniger Dialektik abgebrannt wurde. Die dröhnenden Applaussalven, die jeden Abtretenden

begleiteten, ließen darauf schließen, daß das soziale Gewissen der Besitzenden die angenehme Vorstellung kundgeben wollte, die Enterbten der bestehenden Gesellschaftsordnung seien nicht ganz verlassen, da so glänzende Redeschlachten ihretwegen geliefert werden.

Mitten in diese gehobene Stimmung fiel ein junger, unvorteilhaft aussehender Mann mit unsicherm, verlegenem Auftreten und wegstehenden Ohren. Seine schmale Brust arbeitete sichtbar unter seinem zerknitterten Hemd, der Atem versagte ihm nach jedem dritten Wort. Was er sagte und wie er es sagte, trug den Ausdruck tiefster Überzeugung, die sich durch Schüchternheit und innerliche Erregung durchkämpfte. Und dieser junge Mann begann an seinen glänzenden Vorrednern eine unbarmherzige Kritik zu üben. Er versuchte andere Gesichtspunkte zu entrollen und die Diskussion auf neue Gebiete hinüberzulenken. Dabei geschah es, daß er den Anwesenden Dinge sagte, die ebenso unangenehm wie zutreffend waren. Eine Unruhe entstand; einzelne Ohorufe drangen zuerst von den hinteren Tischen hervor, dann Murren, dann Gelächter. Man begann jeden Satz, den der unglückliche Kritiker aussprach, laut mit witzigen Glossen zu kommentieren. Er verwirrte sich, stotterte; seine wegstehenden Ohren wurden glühend rot, und unter allgemeiner Lustbarkeit, wie ein Tierbändiger, der von seinen Löwen aus der Arena hinausgeworfen wird, verließ er die Tribüne. Keine Hand rührte sich für ihn.

Dann traten Sie auf den Schauplatz. Kalt, unbewegt, entschlossen. »Ich schicke voraus«, sagten Sie, »daß ich mit den Ausführungen meines Vorredners vollkommen einverstanden bin und seine Anschauungen unbedingt teile.« Und nun griffen Sie Satz für Satz dieser Ausführungen auf. Aus den Trümmern, die der Besiegte auf der Walstatt zurückgelassen hatte, bauten Sie gewandt, spielend eine uneinnehmbare Festung, aus der Sie eine vernichtende Flut wohlzugespitzter Geschosse über Ihre Zuhörer schütteten.

Eine atemlose Stille verbreitete sich unter der goldstrotzenden Decke. Vor der Tribüne drängten sich Federhüte und spiegelnde Kahlköpfe zu einer gespannt lauschenden Menge zusammen, die jede Schlußfolgerung mit jubelnder Zustimmung und jede Pointe mit dankbarem Gelächter begleitete. Und als Sie unter tosendem Applaus abtraten, waren Sie der erklärte Held des Abends. Niemand hörte mehr zu; man erzählte sich während der nachfolgenden Reden halblaut Ihre Biographie von Tisch zu Tisch; die Diamanten in den rosigen Ohren funkelten nur mehr in der Richtung, in der Sie sich bewegten, und die Kahlköpfe tönnten von prophetischen Worten über einen Stern unter den künftigen Parlamentsrednern.

Aber als ich Ihnen auf dem Nachhauseweg diese prophetischen Worte mitteilte, lächelten Sie geringschätzig. Und bei dieser Gelegenheit machten Sie über den Redner und seine Künste alle die ketzerischen Anmerkungen, die ich vorausgeschickt habe. Dann fuhren Sie fort: »Meine Überzeugung in diesen Fragen — je nun, ich habe keine Überzeugung. Ich habe bloß meinen Freund verteidigt. Er ist der ehrlichste Mensch von der Welt, eine warme, gläubige, tiefempfindende Seele, voll von gutem Willen und fähig sein Herzblut für eine Sache zu vergießen, an die er glaubt. Aber er hat keine Form. Er versteht es nicht seine Gedanken in Effekt zu setzen. Deshalb wird er immer ausgelacht. Und das vertrage ich nicht. Überzeugt aber — nein, überzeugt bin ich nicht von dem, was er meint. Ich könnte ihn auch wider-

legen, wenn es darauf ankäme. Ja, ja, gnädige Frau, man ist nur ein guter Redner, wenn man ein guter Komödiant ist.«

Das ist lange her, lieber Doktor! Und Sie erinnern sich schwerlich mehr daran. Die Zeit, die dazwischen liegt, muß Ihnen viele entscheidende Erlebnisse gebracht haben, jene innerlichen Erlebnisse, die einen Menschen so sehr verwandeln, daß ein Außenstehender den Zusammenhang zwischen Einst und Jetzt nicht mehr zu begreifen vermag. Wie geschah es? Dieser Geist, biegsam und feingeschliffen wie eine Damaszenerklinge, einst zu den verwegesten Fechterkünsten und Fechtspielen des Denkens gelaunt, nun in Dienst getreten, zum Spalten des Holzes verwendet, mit dem in der Küche der Armen das Feuer für den Hausbedarf angemacht wird?

Diese Frage, die nicht über meine Lippen wollte, haben Sie gestern beantwortet, als Sie auf meine Bemerkung, daß Sie nun doch im Hafen einer Überzeugung gelandet seien, mit einem seltsam finstern Blick sagten: »Sie wissen eben nicht, gnädige Frau, was für ein Maß von Selbstverleugnung dazu gehört, um sich eine Überzeugung zu bilden.«

Selbstverleugnung? Nein, in der Tat, daran hatte ich nie gedacht. Ich war bisher geneigt Überzeugungen eher für eine Wirkung der Selbstüberschätzung zu halten; denn im allgemeinen haben die Menschen auch ihren Urteilen und Ansichten gegenüber jenen Stolz der Vaterschaft, der die eigenen Sprößlinge für die authentischen Ebenbilder Gottes hält. Überzeugung aus Selbstverleugnung aber: das ist ein Bekenntnis, das ist eine Offenbarung. Beim Himmel, es gehört Selbstverleugnung dazu alle Argumente auf eine Seite zusammenzuscharren und alle Gegenargumente heroisch beiseite zu schieben. Es gehört Selbstverleugnung dazu den einmal betretenen Weg bis ans Ende zu gehen, ohne nach rechts oder links zu schauen. Man ist kein Spaziergänger mehr, der in den blühenden Gärten des Denkens müßig lustwandelt, um Blumen zu pflücken; man ist ein Fronarbeiter, der hinter dem Pflug einhergeht, um den Boden aufzureißen und Korn zu säen.

Ja, es gehört Selbstverleugnung dazu eine Überzeugung zu haben! Oder sollte nicht doch noch etwas anderes dahinterstehen? Überdrüssig der Wellen und Winde, entsagt Odysseus dem Segeln auf ziellosen Meeren und landet dort, wo fester Boden winkt. Zwischen seiner Ausfahrt und dieser Einkehr liegt eine ungeschriebene Epopöe: Dazwischen liegt die Odyssee der modernen Seele, die Fahrt auf dem Meer des Erkennens, die man begierig nach unentdeckten Ländern antritt, um endlich, seekrank von dem unfruchtbaren Spiel der Wellen, im Hafen eines Glaubens oder einer Überzeugung einzulaufen. Dort finden wir, was dem Leben Sinn und Inhalt gibt: eine T a t, ein Werk, eine Wirkung. Dort ist Ithaka. Wenn es auch dem Vorübersegelnden nur als ein dürftiges Felseneiland erscheint: dort empfängt Penelope den Erwarteten und Erwählten. Und diese Scholle, die man mit seinem Herzblut gedüngt hat, sie ist die Heimaterde, aus der die Kraft und das Glück der Gemeinsamkeit wächst . . .

Aber wie? Dann hätte die Geschichte meiner Enttäuschung ja gar nicht mit einer Enttäuschung geendigt?



RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Außenpolitik / Max Schippal

Kriegsende In einer dramatischen Häufung von Katastrophen ist für Deutschland der Weltkrieg zu Ende gegangen: trotz allen großen wirtschaftlichen und militärischen Leistungen, deren Ausdehnung über einen Zeitraum von mehr als 4¼ Jahren früher undenkbar schien.

Auf die deutsche Westoffensive vom Frühjahr und Sommer 1918 war seit Mitte Juli ein Umschlag des Kriegsglücks erfolgt: zunächst eine Wiederpreisgebung des anfangs erzielten Geländegewinns, dann sehr bald eine Rückverlegung der ganzen belgisch-französischen Front. Ein wirklicher weltpolitischer Umschlag kündigte sich zuerst jedoch im Südosten an. Bulgarien, das eigentlich seit der Jungtürkenrevolution und der daran sich anschließenden Balkanneuordnung niemals mehr aus der Mobilmachung und der Kriegführung herausgekommen war, hielt dem erneuten, überraschend kraftvollen und stürmischen Vorstoß der verbündeten Salonikiheere unter General Franchet d'Espèrey nicht länger stand. Schlechte Ausrüstung und Verpflegung, eine Folge der finanziellen und industriellen Schwäche, innere Parteikämpfe, die zu einem guten Teil mit der Enttäuschung über den Friedenschluß der Mittelmächte mit Rumänien zusammenhingen, hatten innerhalb und außerhalb der Armee die Stimmung mehr und mehr zermürbt, so daß sowohl das Ministerium Malinow wie die Sobranje längst des Konflikts müde waren, auch ehe noch Sofia und die Orientbahn bedroht schienen. Der Waffenstillstand vom 30. September bedeutete nicht nur für Bulgarien die bedingungslose Unterwerfung der Armee und Öffnung des Landes sondern auch für Österreich-Ungarn die Schaffung einer neuen gefährlichen Kampffront und für Deutschland im Grunde bereits die Einsargung aller Hoffnungen, die sich an die sogenannte Bagdadpolitik anknüpften. Der Schienenweg nach Konstantinopel und der Türkei war nunmehr vollständig abgeschnitten, und die untere Donau bot für den Transport von Munition und Vorräten keine gesicherte Verbindung mehr.

Fast gleichzeitig vollzog sich in Palästina ein vernichtender Schlag gegen die Türkei, nachdem deren mesopota-

misch-persischer Feldzug längst als verloren zu betrachten war. Die letzte Kampflinie der Türken zog sich nördlich vom Toten Meer und von Jerusalem bis zur Küste. Nach Mitte September stieß hier General Allenby, der diesen Feldzug offenbar mit der ganzen britischen Erfahrung in Kolonial- und Wüstenkriegen leitete, zwischen Afa und dem Meer durch. Britische, australische und indische Reiterei überflügelte den türkischen Rückzugsweg weit nach Norden und Nordosten, und zwischen ihr und den langsamer nachrückenden englischen Kerntrouppen wurde eine ganze große Armee mit kostspieligster Ausrüstung vollkommen aufgerieben: wie die Engländer behaupten, ein Viertel aller während des Weltkrieges jemals vorhandenen türkischen Streitkräfte. Ende Oktober war auch mit der Türkei der Waffenstillstand erreicht. Smyrna, Syrien, Arabien, Mesopotamien, Armenien waren verloren; die Dardanellen, das Schwarze Meer und damit Südrußland und Rumänien standen von der See her den Alliierten offen.

Von den beiden großen Zentralmächten erwies sich Österreich-Ungarn sofort als am meisten unterhöhlt. Wie wir jetzt nachträglich aus den Enthüllungen des Grafen Czernin wissen, war hier den Näherbeteiligten die Unvermeidlichkeit des militärischen und politisch-sozialen Zusammenbruchs seit langem schon kein Geheimnis mehr. Bereits im April 1917 hatte ein Exposé Czernins den Zwang zum Friedenschluß unverhüllt dargelegt, für Österreich-Ungarn wegen der finanziellen und wirtschaftlichen Erschöpfung und wegen der innern Zersetzung, aber auch für Deutschland wegen drohender innerer Gefahren: »Ich verweise bloß auf das zur Neige gehende Rohmaterial zur Munitionserzeugung, auf das vollständig erschöpfte Menschenmaterial und vor allem auf die dumpfe Verzweiflung, welche sich insbesondere infolge der Unterernährung aller Volksschichten bemächtigt hat und welche ein weiteres Tragen der Kriegsleiden unmöglich macht. Wenn ich auch hoffe, daß es gelingen wird auch die allernächsten Monate durchzuhalten und eine erfolgreiche Defensive durchzuführen, so bin ich mir doch vollständig klar darüber, daß eine weitere Winterkampagne vollständig ausgeschlossen ist; mit anderen Worten: daß im Spätsommer oder Herbst um je-

den Preis Schluß gemacht werden muß.« Nach Czernin hätten die Einwände und Drohungen Ludendorffs sowie eine Denkschrift Bethmanns (nach der die Zeit und der Unterseebootkrieg für die Mittelmächte und gegen die Alliierten wirken sollten) jene Anläufe vereitelt. Angesichts des Scheiterns aller Balkanhoffnungen, wozu sich Rückschläge schwerster Art an der Piave gesellten, löste sich schließlich das ganze Gefüge des alten Donaureichs, das seine buntscheckigen deutschen, magyarischen, slawischen und romanischen Völkerschaften durch die Vorherrschaft zweier Nationen, der deutschen in Zisleithanien, der Magyaren in Transleithanien, so lange zusammenzuhalten gesucht hatte. Die Tschechoslowaken hatten stets im schärfsten Kampf gegen den Gesamtstaat und die Wiener Zentrale gestanden. Am 14. November bildeten sie endgültig eine unabhängige provisorische Regierung. Am 17. November wurde in ähnlicher Weise die ungarische Republik verkündet. Am 12. November hatten die Deutschösterreicher ihre volle Unabhängigkeit festgelegt, nachdem hauptsächlich Viktor Adlers Rede vom 3. Oktober der Bewegung für den Zusammentritt der Konstituante aller deutschen Völker zum Durchbruch verholfen hatte: »Wenn die Tschechen nicht über sich hinweggehen lassen wollen, die Deutschen sind wenigstens nicht schlechter als die Slawen, und auch die deutsche Sozialdemokratie und die ganze deutsche Arbeiterschaft will nicht über sich hinweggehen lassen.« Das Manifest des Kaisers vom 17. Oktober, das vollste nationale Selbstbestimmung innerhalb der Donaunarchie versprach, vermochte keinerlei Wirkung mehr auszuüben. Am 28. November verzichtete der Schattenkaiser Karl auch formell auf den Thron. Die deutsche Entwicklung ist bekannt. Die zum erstenmal in vollem Umfang parlamentarisch bestimmte Regierung unter dem Prinzen Max von Baden erbat von Wilson, auf Grund seiner programmatischen 14 Punkte, die Vermittlung eines Waffenstillstands. Am 11. November trat dieser bis zum 13. Dezember in Kraft, um dann bis zum 17. Januar verlängert zu werden. Am 9. November hatte bereits die sozialistische Republik die Liquidation der unterliegenden deutschen Weltpolitik übernommen.

En lands
Weltstellung

Faßt man das jüngste
Weltringen in seinem Kern
als eine große Auseinander-
setzung zwischen dem deutschen inter-

nationalen Gleichgeltungsstreben und dem englischen Weltherrschaftsanspruch auf, so ist England durch den Abschluß der Kraftprobe ein so großer Triumph beschieden, wie er vielleicht kaum von ihm selber erwartet wurde. Frankreich mag sich des Rückfalls von Elsaß-Lothringen freuen, aber einige seiner wichtigsten Produktionsgebiete sind in Trümmer und Asche dahingesunken. Italien mag die Angliederung seiner unerlösten Nationalteile, die ausgedehnte und stärkere Stellung an der Adria, im Mittelmeer und in Nordafrika als Gewinn buchen; von dem guten Willen Englands ist es um so mehr abhängig, je weniger sich ihm nach dem kontinentalen Innern hin eine Stütze darbietet, oder je mehr es hier und sonst gar auf neue Rivalitäten (wie gegenüber den Südslawen und Griechen) stößt. Die das Mittelmeer umlagernden, nach der Donau hin sich ausbreitenden kleineren Staaten mögen samt und sonders ihre Geschenke aus der türkischen und österreichisch-ungarischen Erbschaftsmasse erhalten; sie bleiben doch anlehnungsbedürftige, zum Teil sehr gebrechliche Gebilde und haben in Zukunft die Wahl der Anlehnung weniger frei denn vorher. England aber ist aller Sorgen um Indien und Ostasien auf lange hinaus enthoben. Denn Rußland ist durch die deutschen Ostsiege und die innere Zerrüttung vorläufig zerknickt und zermalmt. Kein deutscher Schienenstrang, keine deutsche Einflußsphäre wird sich gegen den Persischen Golf und den Suezkanal hin strecken; von der belgischen Küste aus wird keine wirkliche Macht einen Druck gegen das meerumgürtete und meergeschirmte Albion zu versuchen vermögen. Wohl aber werden Ägypten und der Sudan unangefochten zum britischen Imperium gehören; in Ostafrika wird zum mindesten kein zu fürchtender Gegner festen Fuß fassen. Über Palästina und Arabien wird der wichtige Landweg nach Indien gesichert sein; aus ganz Persien und nicht nur aus dem persischen Süden mußte der russische Einfluß weichen. Selbst im Fernsten Osten ist Japan hilfloser an die britische Freundschaft gekettet, weil es andere Stützen (als die nur Rußland und Deutschland zu denken gewesen wären) nicht mehr vorfindet. Dazu kommt die durch den Krieg gewaltig erstarkte Anhänglichkeit und Hilfsbereitschaft der Kolonien, zum mindesten der Selbstverwaltungskolonien. Zweifellos, England hat für dieses Endergebnis auch Opfer nicht gescheut, hat

dafür sogar unglaublich schwere Lasten an Gut und Blut auf sich genommen, ohne wehleidig mit einer Wimper zu zucken; es war eben von jeher ein männliches, politisches Volk. Aber es hat andererseits sein eigenes Land und alle seine kolonialen Reichsteile vor den Verwüstungen des Krieges bewahrt gesehen; es kann mit fast ungeschwächter, zum Teil vermehrter Produktionskraft seine Friedenswirtschaft wieder beginnen. Für England bedeutet der Sieg wirklich ein weltpolitisches und materielles Emporsteigen, während er Frankreich wesentlich nur Genugtuung für das nationale Selbstgefühl gibt. Und bei der Entscheidung über die Freiheit der Meere wird es sich auf dem Friedenskongreß offenbaren, ob England auch nur einen Schritt von seiner maritimen Macht- und Monopolstellung zurückzuweichen gewillt ist.

Für England schließt dieser Weltkrieg in den großen Grundzügen genau so günstig ab wie nach der Mitte des 18. Jahrhunderts der Siebenjährige und an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts der Napoléonische Krieg. Nur was damals dem französischen Volk beschieden war, ist diesmal weltpolitisch das Schicksal des deutschen Volkes,

Kriegspublikationen

Otto Hoetzsch hat von seinen gesammelten Kreuzzeitungswochenschauen (Der Krieg und die große Politik / Leipzig, S. Hirzel/) den 3. Band erscheinen lassen. Das Werk als Ganzes bedarf hier keiner Empfehlung mehr. Der neueste Teil beginnt mit dem Wechsel in der Leitung des deutschen Generalstabs, also mit der Berufung Hindenburgs Ende August 1916 und schließt mit dem deutsch-russischen Waffenstillstand Dezember 1917, so daß also der Beginn der Premierschaft Lloyd Georges, der rumänische Feldzug, die letzten Entscheidungen über die Unterseebootfrage, der Abbruch der Beziehungen zu den Vereinigten Staaten, die Friedensbemühungen des Reichstags und der Arbeiterinternationale (Stockholmer Konferenz), die kurze Kanzlerära Michaelis und der Anfang der Hertlingzeit, dazu die erste Wirksamkeit Kühlmanns zur Darstellung gelangen.

Um innerm Zwiſt, sowohl einem schwächlichen Verzicht wie einer Eroberungspolitik entgegenzuarbeiten, hat Walter Goetz in Verbindung mit Hoffmann /Münster/ eine Sammlung wertvoller Mitarbeiterbeiträge veranstaltet, die jetzt unter dem Titel Notwendig-

keiten und Möglichkeiten deutscher Zukunft bei Teubner in Leipzig erschienen sind. Unter anderem schreibt Solf über die Kolonialfrage für Deutschland, Dade über die Lage und Aussichten der Landwirtschaft, Hendrichs über die wirtschaftliche Neuordnung, Herkner über das Finanzwesen, Wygodzinski über Wirtschaftskrieg und Wirtschaftsfrieden, Goetz über Kriegsziele und Kriegsergebnisse. Anerkennung von Deutschlands Recht auf volle politische und wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit, Zusammenfassung aller Kräfte im Innern; das ist der gemeinsame Gedanke, der alle diese 38 Aufsätze von 33 verschiedenen Verfassern verbindet.

Einem reformbedürftigen Sondergebiet wendet sich Paul Eitzbacher zu. Von der Erfahrung ausgehend, daß die deutsche Politik die Presse bei weitem nicht so gut zu verwenden wußte wie die uns feindlichen Staaten, bietet er in dem Werk Die Presse als Werkzeug der auswärtigen Politik /Jena, Diederichs/ eine Art »Fibel der außenpolitischen Preßarbeit, aus der die Beamten unseres auswärtigen Dienstes gewisse Richtlinien entnehmen könnten«.

Einen Überblick, rein referierend, über alles, was bis zur Gegenwart im Norddeutschen und Deutschen Reichstag über die Freiheit der Meere geurteilt und gefordert worden ist, gibt Wilhelm von Calker (Der Reichstag und die Freiheit der Meere /Berlin, Mittler/).

M. J. Bonn analysiert auf Grund großer Vertrautheit mit der amerikanischen Denkweise die Frage Was will Wilson? /München, Georg Müller/. Die Widersprüche in Wilsons Auftreten, vom demokratischen Pazifismus bis zur Kriegserklärung, verhehlt Bonn nicht, doch glaubt er an die Enttäuschung und die schließliche Zwangslage, die Wilson, der ursprünglich einem Dauerfrieden und dessen Sicherung durch Nichtüberwiegen einer einseitigen Macht zustrebte, von seinem Glauben an eine zum Ziel führende Vermittlung abdrängte. Dagegen sieht Eduard Spieß in einer Studie und Streitschrift Antiwilson /Berlin, Kalkoff/ im Völkerbund nur das Streben nach dem Übergewicht des Angelsachsentums. »Wilson hat lange eine Maske getragen, die manchen täuschte; man kann nicht oft genug zeigen, was dahinter steckt.« Manche gute Bemerkung über soziale und politische Zustände der Vereinigten Staaten, zum Schluß mit Nutzenwendung für die Wanderungs- und Handelsbeziehungen zwischen Österreich und

Amerika enthält George Kuhs Flugschrift *Das wahre Amerika* /Warnsdorf, Strache/.

Über die eigentlichen Kriegsmaßnahmen Englands (die Handels- und Zahlungsverbote, die Zwangsverwaltungen und Zwangsliquidationen, das Vorgehen gegen feindliche Banken und Patentrechte, die ganze Seekriegführung und die Vergewaltigung der Neutralen) ist die bisher reichhaltigste Materialiensammlung wohl mit Otto Jöhlingers fleißigem und inhaltsvollem Werk *Der britische Wirtschaftskrieg und seine Methoden* /Berlin, F. Springer/ erschienen. Gegen den mehr aggressiven Imperialismus Englands und für die seiner Meinung nach mehr defensive Welt- und Kolonialpolitik Deutschlands tritt Paul Ostwald ein (Englischer und deutscher Imperialismus, ein Gegensatz /Berlin, L. Simion/). Der amerikanische Zahnarzt Wilhelms II. und des Berliner Hofes Davis hatte seine Erfahrungen, dazu noch mancherlei Klatsch, dem amerikanischen Publikum in einer Reihe gewandter Zeitungsaufsätze aufgetischt; auch die Londoner Times brachten die Artikelserie. Werner von Kautsch gab jetzt die Hauptteile in deutscher Übersetzung unter dem Titel *Ein Günstling des Kaisers* /Berlin, Ziemssen/ heraus. Manches ist ganz lesenswert, der ganze Davissche Schwatz freilich mit Vorsicht zu genießen.

Über die alldeutsche Gefahr spricht sich Paul Rohrbach aus /Berlin, Robert Engelmann/. Inwiefern gerade Rohrbach, das Haupt jener Gruppe, die die Zerstückerungs- und Eroberungspolitik gegen Rußland propagierte, berechtigt ist gegen alldeutsche Eroberungspolitik zu schreiben, bleibt unerfindlich.

Hoch über den Durchschnitt der massenhaften politischen und schöngestigen Literatur der Kriegszeit hinaus ragen Maximilian Hardens 2 Bände *Krieg und Frieden* /Berlin, Reiß/, gleichermaßen durch Form und Gehalt. Welch eine Kunst tausendfältige glitzernde Mosaiksteinchen, die von erstaunlicher Belesenheit und Geistesbeweglichkeit zusammengetragen und zusammengefügt wurden, zu farbenreichen fesselnden historischen Bildern großen Stils zu vereinigen. Und hinter aller Maniertheit und Gespreiztheit der Vortragsweise schließlich doch welch ein Wahrheits- und Bekenntnisdrang, welch feste, mühsam errungene, aber um so unerschütterlicher fundierte innere Überzeugung; zuletzt etwa die eines Wilsonisten, der aber schon vor Wilson zu gleichen und ähnlichen

Anschauungen über die zu erstrebenden Friedensziele und Völkerbeziehungen kam. Ob Harden über die Wesenszüge der russischen, englischen oder französischen Politik der Vergangenheit wie der Gegenwart schreibt, über die orientalische Frage dereinst und heute, über alte französische und jüngste russische Revolution, über seelische Kriegsmächte und Kriegsstimmungen oder über Friedenssehnsüchte und Friedensnotwendigkeiten: die abgeschiedenen Schatten und die noch unter uns wirkenden Personen und Tatsachen sprechen mit seltener Eindringlichkeit zu uns, keineswegs immer überzeugend, aber stets anregend, anfeuernd oder abschreckend. Wie es bei Harden selber heißt: »Verbrennt, endlich, neunundneunzig Hundertstel aller in Kriegsdeckel gehefteten, am Krieg schmarotzenden Literatur, liefere alle diese Gedichte, Reden, Romane, Abhandlungen, Prahlereien und Traktätchen dahin, wo allein sie noch nützen können: in die Papiermühlen; und weidet euch wieder an Büchern, aus denen die klare Rede wachen Geistes in euren einströmt.«

Kurze Chronik Zum 6. Januar war eine internationale sozialistische Konferenz nach Lausanne berufen worden. Nachdem aber inzwischen die Wahlen für die deutsche Nationalversammlung auf den 19. Januar anberaumt worden waren, beschloß das Haager Bureau den Kongreß erst nach diesen deutschen Nationalwahlen stattfinden zu lassen. ◊ Kurz vor Weihnachten hat die polnische Regierung in Warschau die diplomatischen Beziehungen Polens zu Deutschland suspendiert: ein logisches Ende der deutschen Polenkriegspolitik, die in der Bethmannschen Polenproklamation vom 5. November 1916 ihren ersten offiziellen Ausdruck fand und die namentlich von der deutschen Linken stets gefördert wurde (das Verdienst an der *Befreiung* Polens hat man gerade auf sozialdemokratischer Seite für sich in Anspruch genommen). Für den 26. Januar sind die Wahlen zur polnischen Konstituante ausgeschrieben, mit der Anordnung, daß das »preussische Teilgebiet«, auf 10 Wahlkreise verteilt, dabei mitzuwählen habe.

Literatur Der einflußreiche frühere Pressechef im Berliner Auswärtigen Amt Otto Hamann setzt seine persönlichen Erinnerungen und diplomatiegeschicht-

lichen Darlegungen in einem Buch Zur Vorgeschichte des Weltkrieges /Berlin, Hobbing/ fort. Hammanns Miterleben und Mitwirken war gegenüber den hier geschilderten Vorgängen aus den Jahren 1897 bis 1906 eher ein noch innigeres als gegenüber den Strömungen und Ereignissen, die im Neuen Kurs an uns vorüberzogen. Hohenlohe, Bülow und neben ihnen Herr von Holstein erfahren eine lebensvolle Charakteristik. Vor allem stehen, was gegenwärtig dem Werk einen besonderen Reiz verleiht, die Beziehungen zu England und zu Rußland-Frankreich im Mittelpunkt der Rückblicke: Salisburys und Chamberlains Verständigungs- und Bündnisgedanken, die deutsche Buren- und Marokkopolitik, Rußlands Anläufe und Vorschläge zu einer Koalition gegen das englische Übergewicht. Das ganze alte und doch ewig neue Problem der sogenannten West- oder Ostorientierung taucht nochmals vor uns auf, in den Einzelheiten oft in neuer Beleuchtung, wobei Hammann stets etwa den spätern Bethmannkurs vertrat und vertritt. Von bisher unbekanntem Mitteilungen ist besonders der beigelegte Brief Bismarcks an Salisbury vom 22. November 1887 hochinteressant, der von der Notwendigkeit einer deutsch-englischen Freundschaft zur Erhaltung des Weltfriedens gegen das auf den Krieg gestellte Moskowitertum spricht: offenbar stark beeinflusst durch jene vorübergehende Erbitterung Bismarcks über die gegen ihn persönlich gerichteten russischen Intrigen, die in der berühmten Februarrede von 1887 ihren klassischen Ausdruck fand. ◊ Ganz hervorragend ist M. J. Bonn's Studie über Irland und die irische Frage /München, Dunker & Humblot/: ein Abriss der ganzen irischen Sozialgeschichte unter breitester Behandlung der für die englisch-irischen Beziehungen grundlegenden Agrarreformen seit der zeitweilig revolutionären Agitation der Landliga und Parnells. Die schwierige Versöhnung von Homerule mit den Interessen Ulsters bildet die Grundlage der Schlußbetrachtungen.

Wirtschaft / Julius Kaliski

Sozialisierung und Produktivität Während der Revolution hat die Forderung nach Vergesellschaftung, Verstaatlichung und Nationalisierung der Produktion, wie sie in der Sozialdemokratie früher allgemein erhoben wurde, eine starke Dämpfung erfahren. Diese Revision vollzog sich überaus schnell und

vornehmlich auf dem radikalen Flügel der Sozialdemokratie. Max Schippel hat diese Entwicklung in seinem Artikel Sofort verstaatlichen? (in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 1123 ff.) anschaulich dargestellt. Leider bleibt zu konstatieren, daß darüber hinaus über den Weg der Sozialisierung, zu der man entschlossen ist, keine Klarheit geschaffen worden ist, auch nicht durch die Erklärungen der Sozialisierungskommission, deren Arbeiten, soweit die vorliegenden Berichte Aufschluß geben, bis jetzt weder theoretisch noch praktisch als schöpferisch angesprochen werden können. Die Sozialisierung kann und darf jetzt nur einem Ziel zustreben: der Steigerung der Produktivität. Jede irgendwie geartete Maßnahme, die diese Aufgabe nicht erfüllt, muß unter allen Umständen abgelehnt werden, weil sie nicht nur gegen die Pflicht der Stunde verstößt sondern auch auf längere Zeit unbedingt sozialisierungsfeindlich wirkt. Gegen den Zweck und den Geist der Sozialisierung ist seit Ausbruch der Revolution unendlich viel gesündigt worden, und noch immer fehlen die Anzeichen für eine Umkehr zur Gesundheit. Auf keinem Wirtschaftsgebiet ist bisher etwas für die Steigerung der Produktivität getan worden, wohl aber ergeben sich an jedem Tag von neuem Tatsachen, die für den Rückgang der Produktion zeugen und die Gefahr einer völligen Lahmlegung ganzer Produktionszweige immer näher rücken. Was sich jetzt seit Wochen abspielt, ist ein Ausverkauf der deutschen Volkswirtschaft. Also das krasseste Gegenteil jedweden Sozialismus. Am schlimmsten und beschämendsten ist es, daß die Arbeiterklasse, die dessen Träger sein soll, für die Steigerung der Produktivität nichts getan hat, wohl aber es geschehen ließ, daß durch ihre Angehörigen der Produktion blutige Wunden geschlagen wurden. Der Raubbau, der durch die Haltung der Arbeiterschaft volkswirtschaftlich betrieben wird, ist Raub an der Zukunft unserer Produktion und damit des gesamten Volkes. Am Ende müssen die Arbeiter die Kosten des Verfahrens zahlen. Politisch wirkt diese wirtschaftliche Haltung der Arbeiterschaft im höchsten Grad konterrevolutionär; denn, nachdem das Heer als politisches Machtmittel zerbrochen ist, kann der Arbeiterklasse die politische Macht nur dadurch entwunden werden, daß sie selbst die Bahnen der Produktion, und damit die Voraussetzung zur Steigerung der Produktivität, verbaut.

Sozialdemokratische Minister verkünden jetzt, daß die Landwirtschaft eine Angelegenheit der Nation ist. Gewiß ein erfreuliches Zeichen reifender Erkenntnis. Aber mit der Verkündung einer Wahrheit allein ist herzlich wenig getan. Die Probe auf das Exempel fehlt, nämlich die Tatsache, daß in Verfolg dieser Erkenntnis nun auch Hunderttausende von Arbeitern der Landwirtschaft zuströmen, um Ersatz für die Männer zu schaffen, die der Krieg der Landwirtschaft geraubt hat, und für die Kriegsgefangenen, deren Heimkehr eine schwere Minderung der dem Land zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte bedeutet. Wollen wir im nächsten Jahr essen und nicht allein auf die (überdies sehr kostspielige) Gnade der Entente angewiesen sein, so müssen wir umgehend der Landwirtschaft die Menschen zuführen, deren sie auch nur zur Aufrechterhaltung ihrer bisherigen Erzeugung bedarf. Noch immer fehlt die Veröffentlichung von Tarifverträgen zwischen den Organisationen der Landwirtschaft und den gewerkschaftlichen Verbänden der landwirtschaftlichen Arbeiter. Diese Verträge sind eine Vorbedingung für die planmäßige Umsiedelung industrieller Arbeiter aufs Land und die Voraussetzung für eine erfolgreiche Propaganda unter den heimkehrenden Truppen für die Landarbeit. Darin läge auch eine kräftige Förderung der künftige zu betreibenden innern Kolonisation, deren Durchführung zumeist im Augenblick natürlich nicht erfolgen kann. Grundbedingung aller Sozialisierungsmaßnahmen bleibt ein sicher funktionierender Arbeitsnachweis, der Hand in Hand mit der Erwerbslosenunterstützung arbeiten muß, dem ferner, wie hier schon früher gefordert worden ist, der Wohnungsnachweis angegliedert werden muß. Das Lebensinteresse der Arbeiterklasse ist bereits in dem Augenblick schwer gestört, in dem man eingestehen muß, daß in großen Städten, trotz Schaffung der Erwerbslosenunterstützung, der Arbeitsnachweis außer Kraft gesetzt wird, weil große Massen sich nicht gebunden fühlen sich der Kontrolle des Arbeitsnachweises zu unterstellen. Während in dem Braunkohlenbezirk vor den Toren Berlins Arbeitermangel besteht, und die Förderung zurückgeht, wächst die Arbeitslosigkeit in Berlin von Tag zu Tag, ein Zustand, der um so bedenklicher ist, als die Kohlennot durch Abschneuerung einzelner Kohlenbezirke vom Reich durch feindliche Besetzung und durch Streiks in anderen Bezirken immer wei-

ter steigt. Einer Sozialisierung unserer Kohlenwirtschaft stehen keine nennenswerten Hindernisse entgegen. Es bedarf keiner Verstaatlichung der Zechen sondern nur der Verstaatlichung des Kohlensyndikats, dem während des Krieges auch die dieser Organisation noch fernstehenden Zechen angeschlossen sind. Die bisherigen Funktionen des Syndikats bedürfen nur einiger Erweiterung, um die restlose Kontrolle des Kohlenbesitzes und der Kohlenförderung der Gemeinschaft zu unterstellen. Das Kohlensyndikat kann über den Umfang der Förderung, die Art der Ablieferung, den Verkaufspreis und die Preise der Zechen bestimmen. Es kann ferner über die zwischen den Organisationen vereinbarten Arbeits- und Vertragsbedingungen wachen. Die weitere Aufgabe eines verstaatlichten Syndikats wäre dann die Sorge für eine Steigerung der Produktivität unserer Zechen durch dauernde technische Durcharbeit und Prüfung. In diesem Zusammenhang muß auf den seltsamen Zustand hingewiesen werden, daß zur Sozialisierungskommission Techniker nicht herangezogen worden sind, ein Vorgang, der nicht gerade den ersten Willen zur endgültigen Beseitigung des *Assessorismus* bekundet. Niemand wird verkennen dürfen, daß die Sozialisierung zu einem großen Teil eine technische Frage ist. Die Techniker sind berufen durch Verbesserung der Produktionsmethoden das Ziel der Sozialisierung zu bewirken. Auf diesem Weg liegt auch die Verminderung des Kohlenverbrauchs durch die Reform der Verfeuerung, für die ein weites Betätigungsfeld vorhanden ist. Im Kalibergbau ist die Steigerung der Produktivität schon lange kein Problem mehr. Durch eine langjährige Überspekulation ist die große Zahl von Kaliwerken zu einem Produktionshemmnis geworden, das unter den veränderten Verhältnissen leichter als früher beseitigt werden kann. Auf den verschiedensten Gebieten der Krafterzeugung und -versorgung harren ähnliche Aufgaben der Lösung, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die außerordentlich erhöhten Preise für maschinelle Anlagen Zurückhaltung in der Durchführung an sich dringend notwendiger Aufgaben auferlegen. Die Schwerindustrie hat schon vor dem Krieg durch Zusammenfassung der Kräfte vieles von dem getan, was die Mittel- und die Kleinindustrie noch überwiegend entbehren. Bisher ist in den Tagen der Revolution auch auf diesen Gebieten der Neuauf-

bau nicht gefördert worden, wohl aber sind die wichtigsten Stützpunkte einer Sozialisierung des wirtschaftlichen Lebens, nämlich die Tarifvereinbarungen, in einzelnen Berufszweigen durch die Arbeiter selbst erschüttert worden. So muß unter diesen Umständen von neuem Kraft aufgewendet werden, um wenigstens das zu behaupten, was unendlich mühsame Arbeit der Gewerkschaften in der Vorkriegszeit geschaffen hat.

Totenliste In Berlin starb am 25. Mai Johannes Kaempff in seinem 77. Lebensjahr.

Er war seit 1902 Präsident der Ältesten der Kaufmannschaft, außerdem Mitglied des Ausschusses des Deutschen Handelstags. Auf seinem besondern Fachgebiet (ursprünglich war er Privatbankier, später Bankdirektor) ist seine Sachkenntnis geschätzt worden. Seine wirtschaftliche und sozialpolitische Auffassung wurzelte in dem alten Liberalismus. Durch Fleiß und persönliche Rechtschaffenheit errang er sich die angesehene Stellung.

Am Vorabend der Berliner Revolution starb der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie Albert Ballin an einer Herzlähmung. Er ist 61 Jahre alt geworden. Seine Verdienste um die deutsche Seeschifffahrt sind in dieser Rundschau (in diesem Band, Seite 1077 f.) kurz dargestellt worden.

Kriegspublikationen Eine interessante englische Kriegspublikation ist die von der Fabian Society in London herausgegebene Denkschrift *Wie bezahlen wir den Krieg?* Gedanken, die dem englischen Schatzsekretär von der wissenschaftlichen Abteilung der Fabier zur Verfügung gestellt werden (München, Duncker & Humblot/. Ihre Tendenz läßt sich kurz durch die folgenden Sätze in der Einleitung charakterisieren: »Der einzig wirkliche Ausweg ist der Ersatz der zerstörten Güter durch einen neuen Aufbau, und dies kann, ohne unsern jährlichen Konsum zu verringern, nur durch eine Vermehrung der Güter und Leistungen, die wir jährlich schaffen, geschehen. Die Gesamtheit hat jetzt nicht zu überlegen, wie man besteuert, sondern wie man die nationale Produktion vermehrt. Unser Hauptvorschlag ist die Produktion, anstatt sie noch mehr zu besteuern, zu entlasten, um für die Kriegskosten aufzukommen. Wir schlagen vor, daß die Regierung den Produzenten im ganzen Land wesentlich verbesserte Ver-

kehrs- und Transportmittel beschafft und ihnen eine ununterbrochene Kohlenzufuhr zu festgesetzten Preisen, ohne Risiko der Erhöhung, garantiert. Wir glauben, daß ein gangbarer Weg mit den neuen Lasten fertig zu werden der wäre: unser jetziges, auf Gewinn eingestelltes Eisenbahnsystem, unsere veralteten Kanäle und unser ziemlich verschlafenes Postwesen in ein leistungsfähiges öffentliches Transport- und Verkehrswesen umzubilden. Wir möchten darlegen, daß dies ohne Konfiskationen, ohne Ausgaben für den Staat und tatsächlich mit einem Gewinn für das Schatzamt geschehen kann.« Die vom Reichsschatzamt herausgegebene Schrift *W. Prions Steuer- und Anleihepolitik in England /Berlin, Julius Springer/* gelangt zu dem Ergebnis, daß England von allen kriegführenden Ländern die größte Summe der indirekten Kriegskosten verausgabte hat und auf der andern Seite ebenso unbestritten an erster Stelle in der Erschließung laufender Einnahmequellen steht. Insgesamt standen bis zum 31. März 1918 den englischen Kriegsausgaben von rund 7 Milliarden Pfund nicht weniger als 1,8 Milliarden an laufenden Einnahmen gegenüber. Über den Zinsendienst hinaus sind bereits über 12 % der reinen Kriegskosten aus laufenden Einnahmen abgetragen worden. An den laufenden Einnahmen sind in erster Linie die direkten Steuern beteiligt. Gegenüber der energischen Steuerpolitik ist die englische Anleihepolitik nicht befriedigend. Mehr als die Hälfte der auf 5 Milliarden zu beziffernden englischen Staatsschulden harren nach dem Krieg der Konsolidierung in feste Anleihen. Die Kriegswirtschaftsmaßnahmen der Schweiz schildert die Broschüre *Wirkungen des Krieges auf den Handel in der Schweiz und soziale Wuchergesetzgebung*, mit einem Vorwort des Staatsanwalts E. Zürcher /Zürich, Schultheß/. Die Darstellung stützt sich auf eine große Zahl von Strafuntersuchungsakten aus den Jahren 1914 bis 1917. Reiches Material über die Entwicklung der Stahlindustrie in den Vereinigten Staaten während des Krieges gibt J. Singer (Die amerikanische Stahlindustrie und der Weltkrieg /Berlin, Siemenroth/).

In einem Schriftchen *Anfänge und Entwicklung des Auf- und Ausbaus unseres Ernährungswesens im Weltkrieg* /Berlin, W. Ibleib/ vertritt Clemens Heiß die Anschauung, daß nur das Genossenschaftswesen den tragfähigen Unterbau für die Lösung der schwie-

rigen Aufgabe der Ernährungsfürsorge bilden könne. In zielbewußtem und planmäßigem Zusammenarbeiten von staatlichem Zwang und genossenschaftlicher Freiheit erblickt auch er die Sicherung höchsten wirtschaftlichen Erfolgs.

Kurze Chronik Zur vorläufigen Regelung einiger besonders dringlichen wirtschaftlichen Fragen ist eine deutsch-tschechische Vereinbarung getroffen worden, die zunächst bis zum Abschluß des Friedens Geltung haben soll. Danach liefert Deutschland an die tschechoslowakische Republik 15 000 Tonnen Steinkohlen und Koks monatlich gegen 70 000 Tonnen Braunkohlen. Ferner gestattet die tschechoslowakische Republik die Ausfuhr beschränkter Mengen von Marmelade, Pflaumenmus, getrocknetem Obst, Holz sowie Hartblei. Deutschland liefert Maschinen, Erzeugnisse der elektrotechnischen Industrie unter gewissen Vorbehalten, ferner Chemikalien sowie Kali für die Frühjahrsdüngung. Der Vertrag regelt endlich den wechselseitigen Eisenbahn- und Schifffahrtsverkehr über die Grenze. \diamond Die Verkaufspreise für Schiffe, die während des Krieges bis zu 1000 Mark für die Tonne gestiegen waren, sind neuerdings im Rückgang begriffen; der augenblickliche Durchschnittspreis ist 500 bis 700 Mark für die Tonne. \diamond Von den Berliner Großbanken und den der Stempelvereinigung angehörenden Bankhäusern wird eine Aktiengesellschaft gegründet, um das Interventionskonsortium, das seit der Börsenkrise besteht, zu festigen. Man will die Effektenbestände für längere Zeit festlegen und nötigenfalls auch weitere Stützungskäufe für einheimische Wertpapiere vornehmen. Die neue Gesellschaft wird ein Aktienkapital von 24 Millionen Mark haben, von dem zunächst 6 Millionen eingezahlt werden sollen. \diamond Dem Geschäftsbericht des Stahlwerksverbands für das Geschäftsjahr 1917-1918 ist zu entnehmen, daß die Ausfuhr innerhalb dieses Zeitraums trotz den höheren Preisen nur 5 % des Gesamtabsatzes erreichte, weil für das Ausfuhrgeschäft in erster Linie nationalwirtschaftliche Grundsätze maßgebend waren.

Wirken der von den deutschen Gewerkschaften errichteten und unterhaltenen Rechtsauskunftsstellen. Berichtet haben insgesamt 119 Sekretariate und 111 Auskunftsstellen der Gewerkschaftskartelle, nicht berichtet haben 11 Sekretariate. Durch die Einberufung der Gewerkschaftsmitglieder verminderten sich stark die Einnahmen der Gewerkschaftskartelle, die fast ausnahmslos die Unkosten der Sekretariate tragen; dadurch wurde eine Erhöhung der Mitgliederbeiträge erforderlich. Der niedrigste Beitrag ist 20 Pfennig pro Jahr, der höchste 2,60 Mark /Worms/. Die Generalkommission leistete Zuschüsse an 56 Sekretariate, deren Erhaltung während der Kriegszeit sie dadurch ermöglichte; an 11 Sekretariate wurden Zuschüsse zwischen 100 und 4000 Mark pro Jahr von den Gemeinden gezahlt. Die folgende Tabelle veranschaulicht die Inanspruchnahme der Sekretariate während der Jahre 1913 bis 1917:

insgesamt	davon Arbeitnehmer		Anzahl der	
	männlich	weiblich	erteilten Auskünfte	angefertigten Schriftsätze
683 890	540 316	110 934	725 092	185 339
646 475	466 849	143 845	692 590	180 361
535 948	277 330	223 077	568 967	167 790
526 365	151 420	241 296	558 947	175 293
511 763	252 744	224 361	544 521	165 317

Durch die Kriegsgesetzgebung im Verein mit den unzähligen Verordnungen des Reiches, der Bundesstaaten und der unteren Verwaltungsbehörden wurden die Arbeitersekretariate stark in Tätigkeit gesetzt. Es braucht nur an die Veränderungen der Reichsversicherungsordnung und Angestelltenversicherung, an die Kriegsfamilien- und Militärhinterbliebenengesetze, an das Mannschäftsversorgungs- und Kapitalabfindungsgesetz, an die unzähligen Verordnungen über das Ernährungswesen, die Kriegsbesoldungs-, Kriegsverpflegungs- und Kriegssanitätsordnung und alle Ergänzungen dazu erinnert zu werden. In den trockenen Zahlen der Tabelle spiegelt sich die enorme Auskunftsarbeit der Arbeitersekretariate wider.

Tagungen

In der 2. Hälfte des Jahres fanden in Deutschland größere Tagungen gewerkschaftlicher Organisationen nicht statt. Der Holzarbeiterverband hatte für den 29. Juli eine Städtekonferenz nach Frankfurt am Main einberufen, die von

Gewerkschaftsbewegung / Wilhelm Buck

Arbeitersekretariate In einer Sonderbeilage des Korrespondenzblatts der Generalkommission vom 28. September 1918 gab uns diese ein Bild des

Delegierten aus 116 Zahlstellen und vom Gesamtvorstand und den Gauleitern des Verbandes besucht war. Die Konferenz nahm zu der neuen Teuerungszulage Stellung und formulierte ihre Forderungen dazu. Im Anschluß daran fand vom 19. bis zum 21. August in Nürnberg eine gemeinsame Verhandlung von Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer des Holzgewerbes statt, in der weitere Teuerungszulagen beschlossen wurden. Die dort erzielten Zugeständnisse befriedigten aber die Arbeitnehmer nicht. Es wurde deshalb eine neue Städtekonferenz von Arbeitnehmer- und Arbeitgebervertretern am 2. September nach Berlin berufen. Hier erklärten sich die Arbeitnehmer mit 61 gegen 30 Stimmen für die Annahme der Vereinbarungen, nach denen den über 18 Jahre alten Arbeitern vom 19. August an 10 bis 15 Pfennig und vom 1. Dezember an weitere 10 Pfennig Teuerungszulage pro Stunde zu zahlen sind. Bis zum 1. April 1919 dürfen neue Forderungen nicht erhoben werden.

Eine Konferenz der Tucharbeiter, die am 19. und 20. August in Leipzig tagte, forderte nach Referaten von Jäckel, Schrader und Kotzke zeitgemäße Löhne, Verkürzung der Arbeitszeit und Schaffung eines kollektiven Arbeitsvertrags. Es wurde zu diesem Zweck eine Kommission gewählt, die sich auch mit den maßgebenden militärischen Stellen in Verbindung setzen sollte.

Im Volkshaus zu Leipzig trat am 31. August der Verbandsvorstand und der Beirat des Bauarbeiterverbandes zusammen. Es wurde mitgeteilt, daß am Schluß des 2. Quartals 1918 dem Verband 83 454 Mitglieder angehörten, während bis zu dieser Zeit 201 328 Mitglieder zum Heeresdienst einberufen waren. Aus allen Gauen Deutschlands werde über die Notlage der Kollegen berichtet, und es sei eine zunehmende Abneigung gegen die auch in der Zeit unausgesetzter steigender Teuerung bindenden Tarifabmachungen zu konstatieren. Am 9. September wurde über die Gewährung einer weitem Teuerungszulage verhandelt. Vom 9. bis zum 11. September wurden unter Leitung des Regierungsrats Sitzler im Reichswirtschaftsamt zwischen den Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer des Bauberufs die Verhandlungen fortgesetzt. Als ihr Ergebnis wird für Zeit- und Akkordarbeit eine weitere (die 4.) Kriegsteuerzulage gewährt. Außer anderen Bestimmungen ist noch vereinbart worden, daß vor dem

1. April 1919 weitergehende Forderungen nicht gestellt werden dürfen.

Am 18. August tagte im Hamburger Gewerkschaftshaus eine Bezirkskonferenz des Deutschen Eisenbahnerverbandes, in der der Verbandsvorsitzende Brunner und der Bezirksleiter Kamps über die Entwicklung und Erfolge des Verbandes berichteten. Im Bezirk der Eisenbahndirektion Altona ist die Mitgliederzahl bis jetzt auf über 8000 angewachsen. Es wurde ein Bezirksbeirat gewählt, der eine weitere planmäßige Agitation für den Deutschen Eisenbahnerverband entfalten soll.

Vom 14. bis zum 19. Oktober tagte in Kassel der 13. Verbandstag der Schneider. Von 7 Verwaltungsstellen waren Anträge eingebracht worden, die die Kriegspolitik der Generalkommission verurteilten und zum Teil auch die Sperrung der Beiträge an diese vorschlugen. Der Verbandstag stellte sich indessen mit großer Mehrheit auf den Standpunkt der Generalkommission.

Die Steinarbeiter hielten ihren einzigen Kriegsverbandstag vom 14. bis zum 17. Oktober in Leipzig ab. Von dem 30 897 Mitgliedern des Verbandes am Kriegsbeginn wurden rund 23 000 gleich 75 % zum Heeresdienst eingezogen. 4 734 gehörten Ende 1917 dem Verband noch an. Die Zukunftsaussichten der Organisation sind nach den Verhandlungen durchaus gut. Das vom Vorstand vorgelegte Arbeitsprogramm, das allseitige Zustimmung fand, fordert, neben weiterem Ausbau der Organisation und des Tarifwesens, Erhöhung der Teuerungszulagen und der Löhne usw., auch eine Förderung der Steinindustrie durch Staat und Kommune.

Auch die Bureauangestellten hielten vom 3. bis 5. November in Berlin ihren 3. Verbandstag ab. Trotz den finanziellen Anforderungen, die der Verband zu erfüllen hatte, stieg sein Vermögen in der Kriegszeit um 42 000 Mark; die Mitgliederzahl erhöhte sich bis zum Juli 1918 auf 16 000.

Totenliste Am 20. Oktober starb in Dresden Oskar Riedel, der von 1903 bis 1913

2. Vorsitzender des Gemeindearbeiterverbandes und Sekretär der Hamburger Ortsverwaltung war, als Landsturmmann im Alter von 41 Jahren. Während seiner Berliner Anstellung war Riedel in Wilmersdorf Vorsitzender des sozialdemokratischen Wahlvereins und später Stadtverordneter.

Im Oktober starb in Mainz, 85 Jahre

alt, Wendelin Berger, das älteste Mitglied des Buchdruckerverbands. In Darmstadt gehörte er schon in den fünfziger Jahren dem lokalen Buchdruckerverein an; 1863 trat er in Mainz in den Mittelrheinischen Buchdruckerverband über, aus dem sich der Zentralverband entwickelte. 1899 feierte Berger sein 50jähriges Buchdruckerjubiläum. An dem Verbandsleben nahm er stets regen Anteil.

Kriegspublikationen Unter dem Titel Die soziale Hilfsarbeit der deutschen freien Gewerkschaften /Berlin, A. Nauck/ erschien ein 176 Seiten starkes Buch, in dem Walter Kiegel unter Beibringung eines reichen Tatsachenmaterials die Unterstützungsmaßnahmen der Gewerkschaften darstellt. Die Schrift beweist wieder, wie aufopfernd die Gewerkschaften in der schweren Kriegszeit für ihre Mitglieder sorgten.

S. Aufhäuser ließ im Verlag für Sozialwissenschaften in Berlin ein 118 Seiten starkes Buch erscheinen, das die Wirkungen des Weltkrieges auf die Angestelltenbewegung und die Pflichten der Angestelltenorganisationen behandelt.

Kurze Chronik Bei den Betrieben der Glashütten in Friedrichstal und Louisental an der Saar und Sankt Ingbert trat wegen Kohlenmangels eine Produktionseinschränkung und dadurch ein erheblicher Verdienstaufschlag für die Glasarbeiter ein. Die Organisation wandte sich an die Bergarbeiterverbände mit der Bitte monatlich eine Überschicht zu verfahren, um die Fortführung des Betriebs in der Glasfabrik zu ermöglichen. Trotz der Nahrungsmittelknappheit entsprachen die Bergarbeiter in nachahmenswerter gewerkschaftlicher Solidarität diesem Ersuchen. Eine von der Direktion der Glashütte bewilligte besondere Lohnzuwendung wurde von den Bergarbeitern zugunsten der Glasarbeiter abgelehnt. ◊ Nach der Jahresabrechnung des Verbandes der Friseurgehilfen wurden im Jahr 1917 von den im Heer stehenden Mitgliedern 2212 Wochenbeiträge freiwillig gezahlt; das ist nahezu der 4. Teil aller Beiträge überhaupt.

Nationale Bewegung / Ludwig Quessel

Deutsch Österreich In der Katastrophe des deutschen Zusammenbruchs im Herbst war nur ein Lichtblick zu erkennen: das Bekenntnis

Deutsch Österreichs, unter Viktor Adler wie unter Otto Bauer im Auswärtigen Amt, zum Deutschen Reich, zur deutschen Republik. Und wir sind stolz darauf, daß der Sozialdemokratie des unglücklichen Nachbarstaates die Führung bei diesem folgenreichen Schritt zufiel. Möge ihm auf reichsdeutscher Seite kein kleines Geschlecht begegnen, das in seiner Zaghaftigkeit und Ungeschultheit nach guter alter deutscher Art wieder einmal eine große geschichtliche Gelegenheit verpaßt. Die gleichgültige, kühle Art, mit der man bei uns den Entschluß der Deutschösterreicher aufgenommen hat, läßt allerdings Befürchtungen nach dieser Richtung als begründet erscheinen. Man scheint, namentlich auch in der deutschen Linken, einen Einspruch der Entente gegen diese Vereinigung vorzusetzen und aus diesem Schwierigkeiten auf der kommenden Friedenskonferenz zu fürchten. Man wagt es daher vielfach nicht von dem Selbstbestimmungsrecht auch für das deutsche Volk Gebrauch zu machen und die selbstverständliche Vereinigung aller Deutschen zu proklamieren. Und doch geht auch für den nüchternen Betrachter der jetzigen Situation das aus ihr hervor, daß eine Ängstlichkeit und Unentschlossenheit gerade in diesem Punkt, in dem das Recht zweifellos auf unserer Seite ist, nicht nur vom nationalen Standpunkt aus verwerflich sondern auch politisch ein unverzeihlicher Fehler wäre. Es ist jetzt unsere Pflicht die Vereinigung Deutsch Österreichs mit dem Deutschen Reich in freier Selbstbestimmung durchzuführen; und zwar dadurch, daß die Deutschösterreicher sich an den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung am 19. Januar 1919 beteiligen, so daß diese Nationalversammlung von vornherein als gesamtdeutsche Konstituante zusammentritt. (Daß auch die zurzeit in Deutschland lebenden Deutschösterreicher mitwählen dürfen und müssen, versteht sich von selbst.) Ein Paragraph in den Wahlbestimmungen zur deutschen Nationalversammlung sieht die Beteiligung Deutsch Österreichs an den Konstituentenwahlen in der Tat vor. Es genügt aber nicht sie als theoretische Möglichkeit hinzustellen und zuzulassen; wir müssen vielmehr dafür sorgen, daß sie Wirklichkeit wird.

Totenzliste

Der Ethnologe Wassilij Radlow, einer der bedeutendsten russischen Wissenschaftler, ein Gelehrter von Welt Ruf, ist Mitte dieses Jahres, 81 Jahre

alt, gestorben. Er war ein geborener Berliner (hieß ursprünglich Wilhelm Radloff), studierte orientalische Sprachen und ging dann nach Rußland, zunächst als Lehrer nach Barnaul in Sibirien; später wurde er Direktor des ethnographisch-anthropologischen Asiatischen Museums in Petersburg. Sein besonderes Forschungsgebiet war der türkisch-tatarische Zweig der ural-altaischen Sprachen. Als Ethnograph hat er Hervorragendes geleistet, in seinem wichtigen Werk über das Schamanentum /1885/ und vor allem in seinen Sibirischen Altertümern /1888/. Mitte November starb einer der führenden deutschen Zionisten, Hans Gideon Heymann, an den Folgen der Grippe. Er war Nationalökonom von Fach, widmete nach Beendigung seiner Studien seine Hauptkraft der national-jüdischen Bewegung. »Seine hervorragende Begabung und sein starker jüdischer Wille«, heißt es in dem Nachruf des Zentralkomitees der Zionistischen Vereinigung für Deutschland, »befähigten ihn schon in früher Jugend zur Führung in der Organisation der deutschen Zionisten. Der Zionismus war für ihn das alles beherrschende Prinzip seines Lebens. Darum stellte er freudig seine ganzen reichen Kräfte in den Dienst unserer großen Sache. Ein tragisches Geschick hat es gewollt, daß er dahingehen mußte, noch bevor er die Erfüllung seiner heißesten Wünsche für sein Volk erleben durfte.«

Kurze Chronik Am 4. Oktober ist an der Universität Greifswald ein Nordisches Institut feierlich eröffnet worden. Den wissenschaftlichen Vortrag hielt der schwedische Reichsantiquar Montelius, während der Bericht von Dalman erstattet wurde, der bei dem Jubiläum der schwedischen Universität Lund die Universität Greifswald vertreten hatte. **◇** Zur Schaffung engerer geistiger Beziehungen zwischen den romanischen Nationen ist in Paris ein Institut für spanische Studien eröffnet worden. Zu seinen Aufgaben soll auch die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift und die Errichtung eines Unterkunftshauses für spanische Studierende gehören. Ferner beabsichtigt die französische Regierung die Gründung eines Velasquezhauses in Madrid, das französischen Malern, Bildhauern und Musikern als Stipendiaten für die Dauer eines Monats Unterkunft gewähren soll.

Literatur Einen wertvollen Beitrag zur nationalen Bewegung in Mazedonien hat Jacob Ruchti in seinem Buch Die Reformaktion Österreich-Ungarns und Rußlands in Mazedonien 1903 bis 1908 /Gotha, Perthes/ geliefert. An der Hand der von England, Frankreich und Österreich-Ungarn herausgegebenen diplomatischen Aktenstücke läßt uns der Verfasser auf den Urgrund der mazedonischen Wirren sehen. Wir erfahren hier, daß noch mehr als die Ohnmacht und Lässigkeit der türkischen Verwaltung die bulgarischen, griechischen und serbischen Komitees an den unaufhörlichen Unruhen in Mazedonien, die die produktiven Kräfte des Landes lahm legten, Schuld trugen. Es handelte sich bei den Bandenkämpfen um ein ausgesprochenes Fehdewesen zwischen den drei Nationalitäten, das schon alle Keime des zweiten Balkankriegs in sich trug. Die Banden jeder der 3 streitenden Nationen waren bemüht einen möglichst großen Teil Mazedoniens sich als nationale Einflußsphäre zu sichern, wobei Raub, Brand und Mord zu alltäglichen Ereignissen wurden. Sehr interessant ist Ruchtis Feststellung, daß es die britische Diplomatie war, die das vielversprechende Zusammenarbeiten Österreich-Ungarns und Rußlands in den Balkanfragen zum Scheitern brachte. Sir Edward Greys Vorschläge in der mazedonischen Frage liefen letzten Endes darauf hinaus Rußland »wieder in diejenige Stellung vorrücken« zu lassen, »aus der es 1878 durch eben dieses England verdrängt worden war«. Natürlich biß Rußland auf diesen britischen Köder an, womit »Grey einen diplomatischen Erfolg von ungeheurer Tragweite davongetragen hatte: die Regierung des Zaren war von ihrer bisherigen Richtlinie der Kooperation mit Österreich-Ungarn abgesprengt. . . Die Entente zwischen Österreich-Ungarn und Rußland, diese mächtige Stütze des europäischen Friedens, war gesprengt — durch England. Das bedeutete ein furchtbares Verhängnis.« Vielleicht macht dies Urteil des schweizerischen Autors über die britische Diplomatie von 1903 bis 1908 auch diejenigen etwas nachdenklich, die in Herrn von Kühlmanns Behauptung, daß Rußland der Anstifter des Weltkriegs sei, eine tiefgründige Erkenntnis sehen. **◇** Eine recht ansprechende Arbeit stellt das aus 2 kleinen, handlichen Bändchen bestehende Werk des bulgarischen Geographen

A. Ischirkow Bulgarien, Land und Leute /Leipzig, Parlapanow/. dar, das uns mit der Geographie, der Bevölkerung und Volkswirtschaft Bulgariens vertraut macht. Die beiden Bände sind mit zahlreichen Abbildungen versehen, die uns Land und Leute näher bringen. Als Einführung in die Kenntnis Bulgariens kann die Arbeit Ischirkows treffliche Dienste leisten.

WISSENSCHAFT

Psychologie / Georg Chaym

Berufseignung Über psychologische Eignungsprüfung ist in dieser Rundschau (1918 I, Seite 217 f.) schon berichtet und Grundsätzliches gesagt worden. Um die auf diesem Arbeitsgebiet vorliegenden Untersuchungen einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen, erschien eine Reihe von Veröffentlichungen der Zeitschrift für angewandte Psychologie als Sonderdrucke in der Sammlung Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens /Leipzig, J. A. Barth/. Im 1. Heft Wirtschaftspsychologie und psychologische Berufsberatung gibt Otto Lipmann eine Übersicht über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der einschlägigen Methodik. Im 2. Heft berichtet William Stern über eine psychologische Eignungsprüfung für Straßenbahnfahrerinnen. Es wurden geprüft: die Intelligenz, im Sinn einer schnellen Anpassung an neue Verhältnisse, die Fähigkeit zu langandauernder gleichbleibender Aufmerksamkeit, die Sicherheit und Schnelligkeit der Reaktion, bestehend in vorgeschriebenen Handbewegungen, auf bestimmte oder außergewöhnliche *Gefahrreize*, und die Fähigkeit auf gleichzeitige Reize zu reagieren. Aus den Ergebnissen sei nur erwähnt, daß sich ein deutlicher Zusammenhang (Korrelation) von unzuverlässiger Aufmerksamkeit, leichter Ermüdbarkeit und Schwerfälligkeit im Verstehen der Instruktion ergab. Im 3. Heft berichten Otto Lipmann und Dora Kraus über die Berufseignung der Schriftsetzer. Die Untersuchung bezog sich auf Rechtschreibung, Lesen undeutlicher und lückenhafter Texte, Buchstabieren zur Prüfung der Auffassung nach Art (Visualität) und Umfang, Abschreiben eines vorgelegten Textes zu gleichem Zweck, und schließlich Maschinenschreiben für Maschinensetzer. Bei diesen kommt es besonders auf die Fähigkeit an sogenannte Gesamtpulse zu bilden, das heißt den Gesichtseindruck der Worte oder Wort-

zusammenhänge nicht in Buchstaben zerlegt in Bewegungsantriebe umzusetzen sondern, von dem Ganzen zu einem Antrieb angeregt, eine längere Bewegungsfolge ablaufen zu lassen. In ähnlicher Weise werden durch die Frauenmeldestelle Stuttgart die Bewerberinnen für die Buchdruckereiarbeit auf ihre Eignung untersucht.

Über die Zuverlässigkeit der Methoden kann natürlich nur eine längere Anwendungszeit entscheiden. Grundsätzlich wäre folgendes anzumerken: Die erwählten Berufe und andere in entsprechender Weise untersuchte, wie Weber und Spinner, verlangen, so wird gewöhnlich gesagt, eine besondere Art der Aufmerksamkeit oder eine besondere Reaktionsweise. Aber dürfen wir denn annehmen, daß den verschiedenen Betätigungen, in denen wir ein Aufmerksamkeitserlebnis haben, auch wirklich das selbe, durch unsern Begriff bestimmte Etwas zugrunde liegt, oder ist das Aufmerksamkeitserlebnis vielleicht in jeder Betätigung eben durch diese selbst ein mehr oder weniger wesentlich verändertes Etwas? Oder, praktisch ausgedrückt: Wenn ich über Art und Umfang der Aufmerksamkeit in irgendeinem Betätigungsgebiet eine besondere Feststellung gemacht habe, habe ich dadurch auch etwas Verbindliches über die Aufmerksamkeit in einem andern Betätigungsgebiet gewonnen, mögen beide Gebiete sogar dem selben Sinnesgebiet angehören? Für einige psychische Funktionen, zum Beispiel für das Gedächtnis, scheint es erwiesen, daß sie rein formaler Natur seien. Aber gerade in den praktischen Anwendungsgebieten der Psychologie kann man dieses Problem nicht vorsichtig und sorgfältig genug behandeln. Vor allem muß da die Erfahrung entscheiden. Und auch nur durch diese kann ein zweites, grundsätzliches Problem seiner Lösung nahegebracht werden, nämlich die Frage nach der Korrelation und dem Symptomwert psychischer Funktionen und Fähigkeiten. Unter Korrelation versteht man die nach den Methoden der Wahrscheinlichkeitsrechnung zahlenmäßig feststellbare Häufigkeit des Zusammentreffens zweier psychischer Funktionen; erweist sich eine solche Korrelation als sehr groß und durchgehend, so kann die eine Funktion als Symptom der andern aufgefaßt werden. Ferner kann eine Funktion in verschiedenen Äußerungen untersucht und erfaßt werden; es muß festgestellt werden, durch welche Äußerung sie am schärfsten erfaßt werden kann, das heißt

welche den größten Symptomwert hat. Und schließlich: Es sei für einen bestimmten Beruf eine bestimmte Funktion nach Art und Umfang als notwendig festgestellt; es gilt nun zu bestimmen, wie weit die Abweichung von der zu fordernden Leistung bei einem Berufsanwärter gehen darf, ohne daß er als ungeeignet bewertet werden muß; und dazu kommt die Frage, wie weit große Abweichungen durch spätere Übung im Beruf selbst ausgeglichen werden können. Das 4. Heft der erwähnten Schriften bringt Vorstudien über die psychologischen Arbeitsbedingungen des Maschinenschreibens von Wilhelm Heinitz /Hamburg/ zur Beantwortung folgender Fragen: 1. Wie muß die Maschine sein? 2. Wie muß die Vorlage sein? 3. Wie muß der Arbeiter sein? 4. Wie muß der Arbeiter ausgebildet werden? Die 2. Frage glaubt Heinitz dahin beantworten zu können, daß das Abschreiben von einer Vorlage zuverlässiger, aber auch zeitraubender sei als das Schreiben nach Diktat; doch sei schließlich auch der Typus des Urhebers, des Schreibers und die Form der Arbeit maßgebend. Von den Anlagen, die Heinitz als notwendig für einen Maschinenschreiber anführt, erwähne ich: starke Konzentration, langdauernde, gleichmäßige Aufmerksamkeit, gutes Wort-, Namen- und Zahlen-gedächtnis, schnelle Reaktionen, gute Übungsfähigkeit für Bewegungen, Geduld, uneigennütziges Interesse und die Fähigkeit sich unterzuordnen. Eine sichere Grundlage zur Beantwortung der gestellten Fragen soll ein ausführlicher Fragebogen geben. Durch Fragebogen soll auch die Grundlage für eine psychologische Analyse der sogenannten höheren Berufe geschaffen werden. Hier ist fast noch alles Problem und Forderung. Der Unterschied in den Anforderungen des Studiums und der spätern Berufsausübung ist in vielen Fällen nicht gering einzuschätzen. Und schließlich sollten gerade Psychologen den Einfluß von Gefühlswerten bei der Berufswahl und ihre Bedeutung für die Energie der Berufsvorbereitung und -ausübung wohl beachten. Von diesem Gesichtspunkt bietet die im 5. Heft veröffentlichte Arbeit der Ärztin Martha Ullrich Die psychologische Analyse der höheren Berufe als Grundlage einer künftigen Berufsberatung einige Anregungen, besonders durch die Aufstellung eines »psychographischen Schemas für die medizinische Wissenschaft und den ärztlichen Beruf«. Es zeigt sich, daß die für den medizinischen Wissenschaftler

notwendigen Anlagen in vielen Fällen von den für den Arzt notwendigen abweichen.

Die Bedeutung der Berufsberatung für die Kriegsumstände zeigt die Arbeit des Stabsarztes Christian Psychophysologische Berufsberatung der Kriegsbeschädigten in der Sammlung Deutsche Krüppelhilfe /Leipzig, Leopold Voß/. Etwa 20 bis 25 % der Kriegsinvaliden sind zu einem Berufswechsel gezwungen. Daraus erhellt, daß das Bestreben diese in die geeigneten Berufe unterzubringen nicht nur dem Wohl der Verletzten selbst sondern in besonderm Maß dem allgemeinen Wohl dient. Und doch ist die Organisation der Berufsberatung noch durchaus zersplittert, nicht einheitlich, in den verschiedenen Gegenden verschieden gehandhabt und ohne scharfen Leitgedanken. Die Methodik der Beratung besteht zuerst in der Feststellung der vorhandenen Schädigung und ihres Einflusses auf die Arbeitsfähigkeit. Hierbei hat es sich gezeigt, daß Invaliden, die geglaubt hatten ihren Beruf wechseln zu müssen, dann infolge der fortgeschrittenen Prothesentechnik und systematischer Übung ihrem frühern Beruf erhalten werden konnten. Die zweite Aufgabe der Beratung ist die Feststellung der Berufseignung, die dritte ist wirtschaftlicher Natur. Für die zweite Aufgabe sind besonders die Lazarettwerkstätten und Lazarettschulen von Bedeutung geworden, da sie praktisch die Berufseignung feststellen können.

Daß die Wichtigkeit der Berufsberatung in immer weiteren Kreisen erkannt wird, zeigt auch der im September in Berlin abgehaltene Kursus für Berufsberatung. Die psychologische Seite der Frage trat in den Vorträgen allerdings auffallend wenig hervor, abgesehen von dem diesen Punkt gerade behandelnden Vortrag Lipmanns. Wie notwendig aber gerade eine psychologische Bestimmung der Berufseignung ist, zeigt deutlich eine Reihe von Fällen mißglückter Berufswahl, die von Schulleitern mitgeteilt wurden. Aber die Frage über Berufsberatung und Schule greift noch viel tiefer, nämlich bis zur Organisation unseres Schulwesens.

Begabenschule Die Stadt Berlin hat bekanntlich 3 Schulen eingerichtet, die hervorragend tüchtigen Schülern und Schülerinnen der Volksschule die höhere Schulbildung und gegebenenfalls das Studium ermöglichen sollen. Die Auswahl geschieht auf Vorschlag der Direktoren, die weitere Auslese auf Grund einer psychologischen Bega-

bungsuntersuchung, die von den Psychologen Moede und Piorkowski geleitet wird. Zur Verfügung stehen für die Knaben ein verkürztes Gymnasium, von dem sich mit der Untersekunda ein Realgymnasium abzweigt, und eine verkürzte Realschule, von der ein Übergang in eine Oberrealschule stattfinden kann; für die Mädchen eine Mittelschule mit Übergangsmöglichkeiten zum Lyzeum und Oberlyzeum.

Über die Methodik der psychologischen Untersuchung berichten Moede und Piorkowski in der Arbeit Die Berliner Begabenschulen, ihre Organisation und die experimentellen Methoden der Schülerauswahl (Langensalza, Beyer). Im 1. Teil gibt Wolff eine Übersicht über die Organisation und die Lehrpläne. Für diese Methodik lag in den zahlreichen Untersuchungen zur Intelligenzfrage ein reiches Material vor, das geschickt benutzt und passend weiter gebildet zu haben den beiden Psychologen als nicht geringes Verdienst angerechnet werden muß. Die Untersuchung bezieht sich auf analytische und synthetische, einfache und zusammengesetzte Funktionen, Anschauung und Beobachtungsfähigkeit, Aufmerksamkeit und Konzentrationsfähigkeit, Gedächtnis und Kombination, Begriffs- und Urteilsfähigkeit. Im ganzen muß man anerkennen, daß durch die gewählten Methoden die zu untersuchende Funktion nach ihren verschiedenen Seiten gut erfaßt werden kann. Die Schwierigkeiten beginnen erst bei der Bewertung der Ergebnisse. Die Leistungen müssen in ein zahlenmäßig abgestuftes Wertsystem gebracht werden, dessen Grundlegung aller Willkürlichkeit möglichst entrückt werden muß. Da die Verfasser über die Aufstellung der betreffenden Wertsysteme leider nur summarische Angaben machen, läßt sich über die Sicherheit der Bewertungsziffern kein Urteil gewinnen. Die Leistungen in jedem Funktionsgebiet wurden in eine Rangordnung gebracht und dann für jeden Prüfling aus seinen sämtlichen Rangplätzen ein mittlerer Rangplatz bestimmt. Aus dieser Rangreihe wurde vom ersten Platz eine bestimmte Anzahl Prüflinge abgezählt und zur Aufnahme empfohlen. Die Leistungen der verschiedenen Funktionsgebiete werden hierbei sämtlich als gleichwertig angesehen; eine durchaus willkürliche Wertung. Es mag sein, daß man vorläufig noch kein objektiveres Wertungssystem besitzt. Aber es ist eben vielleicht von vornherein verfehlt eine Rangordnung der Begabung *an sich* aufstellen zu wollen. Es ist eben vermes-

sen über die geistige Eigenart 13- bis 15jähriger ein abschließendes Urteil fällen zu wollen. Und wenn es sich bereits gezeigt hat, daß einige der überwiesenen Schüler den Anforderungen der Schule nicht genügen können, so darf man den Grund des fehlerhaften Urteils wohl eben darin suchen, daß die Eignung für bestimmte Schulanforderungen nicht hinreichend im Gesichtskreis der Untersuchung liegt. Würde diese Rücksicht mit hineingezogen werden, so ließen sich auch Abstufungen in dem *Gewicht* der einzelnen Leistungen finden. Doch führt die Verfolgung dieser Gedanken zu grundsätzlichen Erörterungen, zu denen ich einige Berechtigung zu haben glaube, da ich selbst an einer solchen Begabenschule unterrichte.

Zuerst einen technischen Einwand. Lehrweise und Lehrstoff in der Volksschule und in der sogenannten höhern Schule sind so verschieden, daß die Bewährung eines Schülers in der ersten Schulgattung noch gar keine Gewähr für sein Mitkommen in der zweiten gibt. Vielleicht ließe sich die Anlage für die Anforderungen der höhern Schule in einer psychologischen Prüfung erweisen? Von solchen Untersuchungen ist aber leider im Verfahren von Moede und Piorkowski kaum etwas zu finden. Alle untersuchten Funktionen sind, wiewohl natürlich an einem bestimmten Stoff vorgenommen, doch als allgemeine, formale aufgefaßt, es soll eben die Aufmerksamkeit, das Gedächtnis, die Begriffsbildung usw. festgestellt werden. Aber gemeine Erfahrungen zeigen, daß die Güte einer Funktion sehr oft mit dem Stoff wechselt, an dem sie sich betätigt. Das völlige Versagen einiger Schüler in einigen, manchmal in fast allen Fächern, muß wohl auf diese einseitige, formale Einstellung der Prüfung zurückgeführt werden, die den sogenannten Interessenkreis und seine Verflechtung mit den intellektuellen Funktionen außer acht läßt. Die Prüfung müßte durchaus mit Rücksicht auf die späteren Schulanforderungen eingerichtet werden.

Aber auch dann gäbe sie nur eine Art Querschnitt durch die augenblickliche Geistesanlage. Sie gibt keine Gewähr, daß nicht später Anlagen auftreten, von denen jetzt noch nichts zu spüren ist, und daß jetzt beträchtliche Fähigkeiten nicht später in ihren Leistungen nachlassen. Interesse und Wille sind zwei Bestimmungen, die, oft erst spät im Leben auftretend, die geistige Gestaltung ungeahnt beeinflussen können. Daher ist die *geistige* Abstempelung eines 12- bis

14jährigen höchst gefährlich. (Deshalb bin ich auch durchaus gegen jede zu früh beginnende Entscheidung über die für ein Kind zu wählende Schulform, und ich muß die Ansicht W. Sterns, die »Wahl zwischen einer humanistischen, realistischen, fachlichen Schule« müsse von einer Begabtenuntersuchung abhängen, vollkommen zurückweisen.)

Gesetzt nun, die Eignungsprüfung holte wirklich alle diejenigen heraus, auf die sie es abgesehen hat, so blieben alle Nichterwählten mit dem bitteren Gefühl tiefster Zurücksetzung übrig; zu den sozialen Klassengegensätzen käme nun gar noch ein geistiger hinzu. Und jenes Gefühl muß um so drückender sein, als der Betroffene entweder die Richtigkeit des Urteils nicht einzusehen vermag und es als ein Unrecht fühlt oder, indem er sich das Urteil zu eigen macht, nun einmal als Minderbegabter gebrandmarkt, Lebenslust und Selbstvertrauen zu verlieren droht. Ich wage nicht auszudenken, wieviel Schmerzen und zerstörte Hoffnungen schon die bisherigen Prüfungen hervorgerufen haben mögen. Die Wahnvorstellung von der besten *Ausnutzung* der im Menschen vorhandenen *Anlagen* ist eine Quelle dieser Ausleseprüfungen. Sie steht der menschlichen Würde ganz entgegen. Nicht Menschenbewirtschaftung sondern menschliche Selbstbestimmung, menschliche Lebens- und damit Schaffensfreude sollte das Ziel aller Schulerweiterung sein.

Nun treffen aber die vorhin gemachten Voraussetzungen gar nicht zu; so mancher Befähigte mag bei der Prüfung versagen, weil die Grundbedingungen zum Bestehen einer öffentlichen Prüfung seinem Wesen fremd sind, nämlich Sicherheit des Auftretens, Schlagfertigkeit, Anpassung. Dies mögen Fähigkeiten sein, die für das sogenannte praktische Leben von Bedeutung sind; aber die Durchsetzung des Ichs im Daseinskampf ist nicht jedermanns Ziel und Glück. Wie mancher stille, feine Kopf mußte wohl als *Unbegabter* die Prüfung verlassen.

Das Grundübel schaut schon aus dem vielmalsjubilanten, liberalen Losungswort der sogenannten Begabtenförderung heraus: »Freie Bahn jedem Tüchtigen!« Der wirkliche Sozialist, dessen Gesinnung nicht Erfolgsanbetung sondern Brüderlichkeit ist, wird statt dessen sagen: »Freie Bahn allen!« Und dieses Wort ist nur durch eine *allgemeine Schule* zu erfüllen, die man auch Einheitsschule nennen mag. Ich wage, unter Fortlassung pädagogischer Redensarten und alles die Grundform nur Ausfüllenden,

kurz anzudeuten, was mir für diese Schule wesentlich erscheint: allgemeiner, möglichst viele Jahre umfassender Unterbau, mit Sonderungen für die, die ein Mehr an geistiger Nahrung verlangen, Ausschaltung alles Sonderfachlichen, aber mit reiferem Alter freie Wahl des Lehrstoffs und schließlich die Möglichkeit für jeden in jedem Alter den unterbrochenen Lehrgang wieder aufzunehmen. Wenn die Berliner Begabten Schulen (welchen Namen sie allerdings dienstlich nicht mehr führen dürfen) die Notwendigkeit jener Zukunftsschulen aufs neue mit Deutlichkeit zeigen, so haben sie neben den guten Absichten ihrer Gründer noch ein wirkliches Verdienst. Wer an einer dieser Schulen unterrichtet und auch das Fachliche stets vom Menschlichen überleuchtet sein läßt, der sieht mit einer Art schmerzlicher Freude die auffallende geistige Frische und Aufnahmelust der meisten Kinder, und er wünscht den Kreis solcher, die er vor sich hat, so weit wie möglich gezogen, bis er alle Wollenden umfaßt. Mit jener Zukunftsschule werden aber auch Würde und Bedeutung des Lehrers wachsen, und er wird wieder — Humanist werden.

Sexualprobleme In einem Gebiet, das, wie das Sexualleben, durchaus im Licht von Wertungen steht, zu objektiven Aufstellungen und Urteilen zu kommen ist unendlich schwer. Die Tatsachen selbst werden unter Umständen in Frage gestellt, und ihre wissenschaftliche Ordnung und gar ihre Einreihung in die Lebenszusammenhänge sind immer Gegenstand des Streites. So wird auch der Bericht, den ich über Hans Blüthers Buch *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft* /Jena, Diederichs/ gebe, sicherlich trotz allen Bemühungen nicht ganz objektiv ausfallen. Deswegen sei eine zweifelloso objektive Feststellung vorangestellt. Das Werk entwickelt 2 Grundgedanken: 1. Der tiefste Ursprung der menschlichen Staatsbildung liegt im menschlichen Eros, und zwar im mann männlichen. 2. Der mann männliche Eros ist gleich ursprünglich wie der mann weibliche, kein Zwischengebilde und auch keine krankhafte Anlage. Zum ersten behauptet Blüher: »Vor diesem Buche ist nirgends der Gedanke durchgeführt worden, daß die letzte Begründung für die Staatthätigkeit des Menschengeschlechts in seinem Eros zu suchen ist.« Diese Behauptung ist entschieden zurückzuweisen. In dem dem Verfasser sicher bekannten Werk Benedict Friedländers *Die Renais-*

sance des Eros Uranios sind die beiden angegebenen Gedanken klar entwickelt, mit dem für diese Fragen nicht wesentlichen theoretischen Unterschied, daß Friedländer den mann männlichen Eros von der eigentlichen Sexualität trennt: »Die gleichgeschlechtliche Liebe . . . ist geradezu identisch mit dem sozialen Instinkt selbst, oder doch nur eine individuelle Ausprägung der selben allgemein menschlichen, physiologischen Reizbarkeit, welche die Grundlage der menschlichen Soziabilität und somit der Kultur und auch der Moral ist.« Aber zwischen dem Buch Friedländers und dem Blüher's liegt die Freudsche Sexualtheorie. Diese dient, in besonderer Abwandlung, den Blüher'schen Ausführungen zur Grundlage. Die Grundgedanken über den mann männlichen Eros hat Blüher bereits öfter ausgesprochen, so in seinen Schriften über die Wandervogelbewegung. Der erste der angeführten Hauptgedanken findet aber in dem vorliegenden Band nicht eine tiefere Begründung (der 2. Band aber, der über Familie und Männerbund handeln soll, wird die Familie in den Mittelpunkt der Fragestellung rücken), wohl aber verläuft er einige Seiten später in die theoretische Grundthese dieses Buches: »Außer dem Geselligkeitsprinzip der Familie, das aus der Quelle des mann weiblichen Eros gespeist wird, wirkt im Menschengeschlecht noch ein zweites, die männliche Gesellschaft, die ihr Dasein dem mann männlichen Eros verdankt und sich in den Männerbänden auswirkt.« Der vorliegende Band gibt nun in der Hauptsache eine Zergliederung der sexuellen Charaktere, der man stellenweise die Anerkennung nicht versagen kann. Blüher geht von der Freudschen Annahme des Mechanismus der »Verdrängung« aus, demzufolge das »Gedankenhafte« eines sexuellen Gedankens verdrängt wird, »wenn er an die Peinlichkeitsschwelle stößt«, während der Trieb selbst, »seiner Bewußtseinsfähigkeit beraubt«, ins Unbewußte gerät. Je nachdem, ob der sexuelle Trieb, wenn er an die Peinlichkeitsschwelle stößt, sieghaft im Bewußtsein bleibt, oder ob er, in Angstzustände übergehend, die Sexualität als das Nichtseinsollende aufzufassen gezwungen ist, entsteht der Typus des »Fauns« oder der des »Muckers«. Auch dem weltschmerzlichen Pessimismus, der die Welt, in ihrem Wesen als Trieb erfaßt, als das Nichtseinsollende ansieht, liegt der Mechanismus der Verdrängung des sexuellen Gedankens zugrunde, in-

dem die entstehenden Angstzustände auf das Universum übertragen werden. Im »infantilen« Typus, wie er etwa im Hagestolzen auftritt, glaubt Blüher den, ich möchte sagen, berüchtigten Freudschen Ödipuskomplex in Wirksamkeit zu sehen. Bindung der Libido an die Person der Mutter durch das ganze Leben hindurch ist das hauptsächlichste Kennzeichen dieses Typus. Höchst lobenswert scheint mir die scharfe Fassung des perversen Charakters. Das gesamte Sexualerlebnis zeigt eine dem letzten Ziel zugehende Richtung, die durch die Bindung an eine bestimmte Reihe von Teilreizen gegeben ist. Wird nun einer dieser Teilreize so überwertig, daß er als das Sexualziel auftritt, so entsteht der perverse Charakter. Von diesem scheidet Blüher den »Typus inversus«, die persönliche Auswirkung des mann männlichen Eros. Zu einer Diskussion der verschiedenen Inversionstheorien ist hier nicht der Ort; nur das muß gesagt werden, daß die Entscheidungen nicht so leicht und einseitig gefällt werden dürfen, wie es Blüher tut. Die »Zwischenstufentheorie« zum Beispiel, die die Grundannahme von der Existenz zweier organischer Substanzen, der männlichen und der weiblichen, macht und aus ihrer »Mischung« im Individuum das Vorkommen entgegengesetzt geschlechtlicher Charaktere in ihm zu erklären sucht, verlangt durchaus nicht, wie Blüher meint, eine durchgängige Korrelation zwischen männlicher respektive weiblicher Körperlichkeit und männlicher respektive weiblicher Geistigkeit; man muß sich eben auch hierin von jedem Parallelismus freimachen. Aber die Stellung zur Theorie wird in dieser Frage zur Bedeutung für Beurteilung und Tat in der Kasuistik des Lebens. Ist der Typus inversus die Auswirkung eines ebenso ursprünglichen, ebenso unableitbaren Triebes wie der heterosexuelle Typus, dann ist nicht nur jeder Versuch aussichtslos einen Invertierten zur entgegengesetzten Libido zu bringen, ihn von seiner Inversion zu heilen, sondern es muß sogar jedem, der an seiner Inversion leidet, auf Grund einer Freudschen Therapie, die Unabwendbarkeit seines Triebes klargemacht werden; er leidet eben nicht an der Inversion sondern an dem Zwiespalt mit der Konvention. In der Tat verfährt Blüher in dieser Weise mit seinen Patienten. Sollte aber Blüher wirklich so leichtgläubig sein die so erzielten Heilungen als Beweis für seine Theorie anzusehen? Zusammenfassend muß man sagen, daß

für die erste Behauptung des Buches: die wesentliche Ursache der Staatshaftigkeit des Menschen liege im mann männlichen Eros, nirgends ein ernsthafter Beweis versucht wird (in diesem Punkt kommt Friedländer weiter), und daß auch die zweite Behauptung, die von der Ursprünglichkeit und der weiten Verbreitung des mann männlichen Eros, vorläufig einer tiefern Begründung ermangelt.

Es gibt aus leicht erklärlichen Gründen nur sehr wenige Bücher in der sexualwissenschaftlichen Literatur, die nicht aus dem Gebiet des Seins in das des Sollens führen und mit Reformvorschlägen enden; dieses Bestreben liegt schließlich auch dem Blüherischen Werk zugrunde, wenn Blüher auch allerdings einmal ausdrücklich betont, daß Sexualität und Ethik nichts mit einander zu tun hätten. Nun ist ja an Schriften mit Vorschlägen zur *Reform* des Sexuallebens wahrlich kein Mangel, doch verdienen die 3 Schriften, auf die im folgenden hingewiesen werden soll, aus verschiedenen Gründen unsere Aufmerksamkeit.

In einem kleinen Heftchen *Barbarismus / Wiesbaden*, H. Staadt/ wendet sich Hans Christiansen gegen die »gleichmäßige und gemeinsame geschlechtliche Aufklärung von Mann und Weib«. Im April 1918 war in der Turnhalle einer Wiesbadener Mädchenschule eine von der Volksborngesellschaft für medizinisch-hygienische Aufklärung in Dresden veranstaltete Wanderausstellung Mutter und Säugling untergebracht. Die Ausstellung sowie ein Vortrag über Geschlechtskrankheiten waren allgemein männlichen und weiblichen Personen jeden Alters zugänglich. Christiansen (und man muß ihm da völlig beistimmen) sieht hierin eine schwere Schädigung des gesamten Wesens besonders der jüngeren weiblichen Besucher und Zuhörer. Aber er sieht diese nicht nur in der gleichzeitigen Darbietung für männliche und weibliche Besucher sondern auch in der Darbietung des selben Stoffes für beide Geschlechter. Er geht dabei von einer Theorie des Geschlechtsunterschieds aus, die im wesentlichen in der konventionellen Auffassung von der angeblich intellektbestimmten männlichen und der angeblich gefühlsbestimmten weiblichen Natur steckenbleibt. Er ist daher außerstande dem Kern der Dinge nahezukommen (wie ihn etwa Strindberg intuitiv erfaßte). Gleichwohl bleibt sein Protest gegen jene Art *Aufklärung*, als Protest gegen rationalistische Verständnislosigkeit

und Gefühlsplumpheit, durchaus zu Recht bestehen.

Je düsterer jemandem das Sexualleben seiner Zeit erscheint, an um so tieferer Stelle sucht er die Ursache des Leidens, und um so einschneidender sind dann gewöhnlich seine Reformvorschläge. So sieht F. L a n d m a n n (Grundfragen der Lebensreform I: Die Reform des menschlichen Geschlechtslebens /Oranienburg, Edenverlag/) die Ursache für die Erkrankung unserer gesellschaftlichen und staatlichen Zustände (welches Säkulum wäre nicht von irgendeinem Zeitgenossen für krank und im Niedergang befindlich erachtet worden?) in dem geschlechtlichen Mißbrauch des Weibes durch den Mann, vor allem in dem Geschlechtsverkehr während der Schwangerschaft. Eine Gesundung aller Verhältnisse kann seiner Ansicht nach nur eintreten, wenn das Weib sich aus der geschlechtlichen Hörigkeit des Mannes befreit, und wenn der Geschlechtsverkehr der Schwangeren, der Stillenden und der nicht mehr Fortpflanzungsfähigen aufgehört. Da aber von dem heutigen Geschlecht der Erwachsenen größtenteils eine entsprechende Einsicht und Umkehr kaum zu erwarten ist, so ist es (was schon Plato und Fichte vorgeschlagen haben) notwendig, »daß man endlich einmal die Menschheit in zwei Lager trennt, in Kinder und Erwachsene, und den ersteren solche Entwicklungsbedingungen verschafft, daß sie zu wirklichen Vollmenschchen werden können. Daß der Verfasser auch zur Ablehnung der Einehe, als eines Mittels zur Erhaltung der Hörigkeit der Frau gelangt, sei nebenbei erwähnt; auch daß er sich von dem Krieg für das kommende Geschlecht insofern eine günstige Wirkung verspricht, als es den während des Krieges Geborenen vergönnt ist, »im Frieden des Mutter schoßes, unbehelligt von väterlicher Brunst und deren verderblichen Nachwirkungen, der Geburt und dem Licht entgegenzureifen«. Wie wenig Landmann die Triebkräfte des menschlichen Handelns beachtet, zeigt seine Meinung, es helfe zur Bekämpfung der Ausartungen menschlicher Triebe »nur eins: die Erkenntnis der Quelle des Übels und das daraus abgeleitete, den natürlichen Lebensgesetzen angepaßte, folgerichtige Handeln«. Also auch hier jener selbstzufriedene Rationalismus, der an den tieferen Gründen des menschlichen Handelns ahnungslos vorbeisieht. Erwähnt sei noch, daß der Verfasser eine gute Übersicht der Literatur vom Geschlechtsverkehr der Schwangeren gibt.

Diese Erkenntnis, daß jede Umwandlung und Neubildung die vorhandenen Kräfte in ihrem Sein anerkennen und damit in ihrer Bedeutung erkennen muß, zeichnet die Sexualethik G. von Rhodens /Leipzig, Quelle & Meyer/ vor vielen gleichgerichteten Schriften theologischer Verfasser aus. Besonders auch dadurch, daß sie die Natürlichkeit und Notwendigkeit der Sinnlichkeit voll bejaht. Wie aber neben dem Element der Sinnlichkeit, zum Teil im Kampf mit ihm, sich das der Geistigkeit entwickelt hat, wird in dem geschichtlichen, besonders literaturgeschichtlichen Einleitungskapitel gezeigt. Die gegenwärtigen Zustände des sexuell-moralischen Lebens malt auch von Rhoden recht dunkel, glaubt allerdings auch bereits die Ansätze zu kräftiger Gegenwirkung zu sehen. Das Ziel, zu dem eine Sexualethik den Weg zeigen muß, ist die gegenseitige Durchdringung des Natürlichen und des Sittlichen in der Geschlechtlichkeit des Menschen. Von wesentlicher Bedeutung ist die geschlechtliche Erziehung. Aus klarer Erkenntnis der Motivbildung besonders beim heranwachsenden Menschen wird nicht die intellektuelle Aufklärung als entscheidend angesehen, sondern der Hauptton auf die Vertiefung der Schamhaftigkeit und Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Lebens gelegt. Gerade aber diesem letzten Kapitel möchte man eine größere Ausführlichkeit wünschen und sähe die Angabe bestimmter und anschaulich dargestellter Wege lieber als nur eine allgemeine Erörterung; denn in der Erziehungslehre verändert sich gar manche Absicht auf dem Weg von den *methodischen Erörterungen* bis zur wirklichen Ausführung. Diese Schrift, deren gewichtigem Ernst sich kaum jemand wird entziehen können, dürfte von allen denen abgelehnt werden, die die Sinnlichkeit als etwas ansehen, was überwunden werden müsse; andererseits aber auch von denen, die das Vorhandensein einer sexuellen Not überhaupt leugnen, weil jede Zeit die ihr eigene sexuelle Stimmung habe.

Seelenlokalisation

Eine schon oft unangenehm empfundene Lücke in den Darstellungen der Geschichte der Philosophie und besonders der Psychologie füllt ein sehr interessantes Werk des ungarischen Musikpsychologen Béla Révész aus, betitelt Geschichte des Seelenbegriffs und der Seelenlokalisation /Stuttgart, F. Enke/. Da die Frage nach dem Sitz der Seele von jeher auch bei dem Nichtpsychologen

(vielleicht sogar mehr als bei dem Fachmann selbst) Anteilnahme gefunden hat, wollen wir einmal an der Hand dieses kundigen Führers dieser Frage durch die Jahrhunderte nachgehen. Beginnen wir beim alten Homer: Er läßt seine Helden im Zwerchfell überlegen; aber nicht dieses selbst ist der Sitz des Seelenprinzips, sondern das vom Zwerchfell umhüllte Herz und die Leber. Weiter kommt schon Hippokrates: Für ihn ist der Sitz des Denkens und des Wahrnehmens das Gehirn, und zwar das Blut in diesem. Demokritos, der Begründer der Atomistik, verlegt das Denken ins Gehirn, den Zorn ins Herz, die Begierde in die Leber. Für Plato besteht die Seele aus 3 Teilen, von denen der erste von den beiden anderen wesensverschieden ist: dieser, die geistige vernünftige Seele, hat seinen Sitz im Gehirn, die Affekte haben ihn in der Brust, die niederen Begierden im Bauch; durch das Rückenmark sind beide mit dem Gehirn verbunden. Für Aristoteles dagegen ist das Herz der Sitz der Seele, das Gehirn dient nur zur Abkühlung des Blutes und zur Schleimabsonderung. Der erste, der im Gehirn das Zentrum des Nervensystems sah, war der Aristoteliker Herophilus. Das Mittelalter hat dann in dieser Frage keine selbständigen Gedanken entwickelt. Von den patristischen Philosophen sei Tertullian erwähnt, für den das Blut das Geistige im Menschen ist und somit der eigentliche Sitz der Seele das Herz, während Augustinus die Seele als im ganzen Körper wohnend annimmt, wobei jedoch die Bewegungen aus dem hintern Gehirn, das Gedächtnis dem mittlern usw. entspringen. Dieser Lehre schloß sich später auch Thomas von Aquino an. Je weiter wir in die Neuzeit vordringen, um so mehr sehen wir das Gehirn als Sitz der Seele bezeichnet, wenn auch über die Einzelheiten höchst phantastische Anschauungen bestehen; dieses gilt hauptsächlich noch als Schleim absonderndes Organ. Ein neuer Abschnitt des Denkens beginnt dann mit Descartes. Da für ihn die Seele eine einheitliche Substanz ist, kann sie ihren Sitz nicht in einem paarigen Organ des Gehirns haben, und so nahm er als die Verbindungsstelle zwischen Seele und Körper die Zirbeldrüse an. Die seelischen Vorgänge selbst haben ihre Grundlage in den Spiritus animales, den Lebensgeistern, die im Blut erzeugt werden. Für Leibniz ist die Seele nicht an einen bestimmten Teil des Körpers gebunden. Von den Ärzten dieser Zeit wurde die Seele entweder ins Kleinhirn, oder in die weiße Marksub-

stanz des Großhirns, oder in das verlängerte Mark, oder in den Gehirnbalken oder überhaupt ins Rückenmark verlegt usw. Aufsehen erregte und nicht ohne Einfluß blieb bis in unsere Zeit die Lehre Galls. Er war der erste, der die graue Hirnsubstanz als das Feld der psychischen Funktionen ansah und der weißen Substanz nur die Leitung zuschrieb. Aber er warnte davor das Organ der Seele mit dem Sitz der Seele zu verwechseln. Bekannt wurde Gall allerdings eigentlich nur durch seine Phrenologie, derzufolge die einzelnen geistigen Funktionen und Eigenschaften in bestimmten Gehirnteilen lokalisiert seien und sich nach außen durch Erhebungen oder Wülste am Schädelknochen zu erkennen gäben. Experimentell ging dann Flourens vor; er kam zum Schluß, daß alle Gehirnteile gleichwertig seien. Die streng wissenschaftlich betriebenen Untersuchungen zur Lokalisationsfrage beginnen erst mit Broca, der das Sprachzentrum entdeckte hat. Später fanden Fritsch und Hitzig die motorischen und Munk die sensorischen Rindenfelder. Ferner betont dann Goltz zum Teil im Anschluß an Munk, daß die höheren Seelenfähigkeiten an das Gesamthirn gebunden seien. Ist aber, wie Rehmké lehrt, die Seele etwas Ortsloses, so muß man ihr auch Ortslosigkeit zuschreiben, was sich bei richtiger Auffassung der Wechselwirkung wohl mit der sogenannten Lokalisation verträgt (siehe diese Rundschau, 1915 I, Seite 104 f., und 1918 I, Seite 636 f.). Zum Schluß sei auf die Lehre Schleichs hingewiesen, der zufolge der ganze Körper der Sitz der Seele ist; das Gehirn, das doch alles psychische Geschehen beherrschen sollte, hänge von jeder Verdauungsstörung und vom Stoffwechsel des Leibes ab.

Révész schließt seine Wanderung durch die Jahrhunderte mit den Worten: »Ist es nun einerseits eine physiologische Tatsache, daß gewisse psychische Vorgänge von einem unlädierten, normal funktionierenden Gehirn abhängen, ist es aber andererseits eine eben so sichere Tatsache, daß das Psychische nicht an einen Ort gebunden sein kann, so ist hier eine Versöhnung der beiden, sich scheinbar diametral gegenüberstehenden Tatsachen nur so möglich, daß man das Gehirn als Vorbedingung, nicht aber als den Ort des psychischen Geschehens betrachtet.«

Rechenfertigkeit und Intelligenz
Der Verein zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts erließ das folgende Preisaus-

schreiben: »Im Hinblick auf die künftig noch mehr als bisher erforderliche Auslese der Begabten [es ist sehr bezeichnend, daß die *Begabtauslese* hier so bedenkenlos als selbstverständlich angesehen wird] erscheint das Rechnen als ein besonders geeignetes Mittel zur Prüfung der Intelligenz der Schüler. Es soll dargelegt werden, wie die Aufnahmeprüfung für Sexta zu handhaben, und wie der Rechenunterricht in den Klassen VI bis IV zu gestalten ist, damit dieses Ziel in möglichst vollkommener Weise erreicht wird.« Das Preisausschreiben, dessen Termin gerade jetzt abläuft, ist ja erledigt. Seine Tendenz fordert aber zu einigen Bemerkungen heraus. Es kann nicht zugegeben werden, daß gerade die Rechenleistung ein besonders guter Maßstab für die Intelligenz ist. Die Rechenbegabung ist eine Fähigkeit, die durch die Pubertät, wahrscheinlich im Zusammenhang mit anderen psychischen Funktionen; großen Veränderungen unterworfen ist. Es sind ferner aus der Literatur hinreichend Fälle bekannt, in denen eine starke Rechenbegabung, besonders soweit sie das rein Rechentechnische betrifft, mit deutlich verminderter Intelligenz verbunden war. Die Rechenfähigkeit ist in nicht geringem Maß von der Gedächtnisstärke abhängig, und es scheint, daß hierbei der visuelle Anschauungstypus ohne einen Intelligenzvorsprung dem andern überlegen ist. Gegenüber dem Mechanisch-Technischen im Rechnen tritt das Denkmäßige in den ersten Jahren des Rechenunterrichts sehr zurück, so daß der Grad der Intelligenz, die, wie sie sonst auch noch sein mag, jedenfalls ein Kennzeichen für den Denkvorgang ist, sich nur wenig in der Rechenfertigkeit erweisen kann. Schließlich ist aus dem letzten Satz des Preisausschreibens nicht ersichtlich, welches »Ziel« eigentlich durch den Rechenunterricht in möglichst vollkommener Weise erreicht werden soll. Höchstens doch dieses, daß die Rechenfähigkeit immer mehr zum wirklichen Maßstab der Intelligenz werde. Dann allerdings müßte das Bestreben vorherrschend werden das Mechanische zum Teil durch das Einsichtsgemäße zu ersetzen, was wiederum eine starke Betonung des Sachrechnens verlangt. Beiläufig sei hier noch angemerkt, was zu betonen sich eigentlich erübrigen sollte: Mit dem Sinn für Mathematik hat die Rechenfertigkeit nichts zu schaffen. Die Auffassung der Mathematik als einer rechnenden Wissenschaft ist zwar sehr üblich, aber völlig verständnislos. Das schöpferische Wesen der Mathema-

tik (die, wie Novalis sagt, echte Wissenschaft darum ist, »weil sie methodisch generalisiert«, und Kunst, »weil sie lehrt Genie zu sein«) beruht vor allem auf Empfindung und Intuition; der Kalkül ist nur zu ihrer Rezeption da, innerlich aber mit ihr nicht verbunden.

Im 3. Heft des 5. Bandes der Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen /Leipzig, Teubner/ berichtet E. O. Schultze über individualdiagnostische Studien, die er mit Hilfe von Rechenversuchen vorgenommen hat. Dabei sollen aber diese nicht etwa zur Bestimmung eines Intelligenzgrads dienen sondern Einblicke in den seelischen Aufbau des Individuums gestatten. Die zahlenmäßige Bewertung einer Funktion geschieht so, daß die Prozentzahl der richtigen Lösungen einer Aufgabe, der Treffer, die einer Gruppe von Versuchspersonen gestellt wird, als Maß benutzt wird. »Das Verhalten beim Rechnen«, darin liege sein diagnostischer Wert, »verweist sich als ebenso wichtig für die Menschenbeurteilung als sonst eine Gelegenheit im Alltagsleben oder im Laboratorium.« Die Versuche wurden an 100 gesunden, volksschulgebildeten, wehrfähigen Männern im Alter von 20 bis 45 Jahren, den Insassen eines Lazarets, vorgenommen. Die Versuche sollten zur Gewinnung von Normalzahlen dienen. Es wurden 34 Aufgaben gestellt, und zwar aus dem kleinen und dem großen Einmaleins, Bruchrechnungen, eingekleidete leichtere und schwerere Subtraktionen, Multiplikations- und Regeldetriaufgaben und Zinsrechnungen; von jeder Rechnungsart wurden in der Regel 3 Aufgaben gestellt. Nur eine Aufgabe erzielte 100 Treffer. Die Ergebnisse bei der Bruch- und Zinsrechnung sind sehr ungünstig. Es war freigestellt die Lösungen mündlich oder schriftlich zu finden; aber 7 Prüflinge erklärten nicht schriftlich rechnen zu können. Aus den Untersuchungen zieht der Verfasser unter anderen folgende pädagogischen Folgerungen: Das Ergebnis der Rechenprüfung als Ganzes (etwa 2 bis 3 Treffer, 1 bis 4 Irrungen, 1 bis 6 Auslassungen) ist für die Erwartungen des deutschen Volksschullehrers »nicht gerade erfreulich.« »Die Aussicht schriftliche Gewandtheit bei Volksschulgebildeten zu erzielen ist sehr gering. . . Man muß das Rechnen als Kopfrechnen zu einem möglichst hohen Übungsgrad bringen. . . Man muß den Menschen dazu erziehen die Lösung einer Rechenaufgabe, deren Lösung er nicht glatt und sicher angeben kann, nur mit Nachprüfung des Ergebnisses abzu-

geben.« Der Verfasser hebt aber mit Recht hervor, daß man aus der Rechenprobe nicht allzuviel auf die Intelligenz des Prüflings schließen dürfe. Ja, er geht sogar so weit zu behaupten, »daß eine intellektuelle Verblödung schon recht erheblich fortgeschritten sein muß, bevor sie sich in den Rechenleistungen verderblich zeigt; denn diese Funktionen sind tief eingepreßt und daher gegen Störung recht widerstandsfähig«. Man wird aber, meine ich, in der Begründung jenes Zusammenhangs noch weiter gehen müssen.

Werbelehre Scharf gefaßte psychologische Begriffe auch bei dem eigentlichen Nichtfachmann zu finden ist immer eine Freude. Und daher greife ich nicht ohne Spannung zu jeder neuen Schrift Johannes Weidenmüllers, des *Werbeanwalts*. Auch seine neueste Werbelehre für Verwaltungen und Behörden /Berlin, Selbstverlag/ zeigt die Vorzüge seiner knappen, klaren Schreibweise und eine bemerkenswerte Kenntnis der psychologischen Vorgänge. Da auch für die Verwaltungsarbeit planmäßige Kräftersparnis von Bedeutung ist, ist für den Beamten die Kenntnis des Verlaufs des Arbeitsvorgangs und aller betätigten Arbeitsmittel erforderlich. Dazu gehört auch die Werbelehre, deren Hauptteile der Verfasser folgendermaßen gliedert: 1. die inneren Vorgänge beim Nachrichtenempfänger, beim einzelnen Empfänger und bei Empfängermengen, 2. die äußeren Mittel zur Beeinflussung des Nachrichtenempfängers, und zwar die Durchformung der Nachricht und die Ausbreitung der Nachricht, 3. die Nachrichtenteilung. An den Stellen, an denen der Verfasser Folgerungen aus Experimenten zieht, wird der Nichtpsychologe sicher nur ungern auf eine nähere Schilderung verzichten. Behörden und überhaupt allen, die durch Nachrichten auf einzelne oder Mengen wirken wollen, kann nur empfohlen werden sich mit den in dieser Schrift dargelegten psychischen Vorgängen vertraut zu machen.

Neuausgaben Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, Pestalozzis bekanntes Buch, ist in neuer Ausgabe in durchaus ansprecher Ausstattung in der Deutschen Bibliothek in Berlin erschienen. Noch heute wird der Lehrer aus dieser Schrift manchen Gewinn für die Gemüts- wie für die technische Seite seines Berufs ziehen; nur gerade den Müttern, für die es ursprünglich geschrieben ist, gibt es wenig.

Dabei denkt man, wie segensreich es wäre, wenn jemand einmal einen Pestalozzi wirklich für die Mütter herausgäbe. Zeigt doch das vorliegende Werkchen deutlich, wie wenig bei Pestalozzi das Herz, das Miterleben mit den Kindern in Übereinstimmung mit seiner Theorie war. Sein theoretischer Grundsatz: von dunklen Anschauungen zu deutlichen Begriffen vorzugehen (der heute einer tiefergehenden Psychologie wie auch einem höhern Unterrichtsziel weichen muß) zeigt gerade in dieser Schrift die beiden Seiten Pestalozzis. Ein Vorteil dieser Neuausgabe ist die Wiedereinführung der ursprünglichen Briefeinteilung.

Totenliste

Am 15. Juli fiel in den Kämpfen im Westen der Privatdozent für Psychiatrie an der Königsberger Universität Arthur Pelz im Alter von 38 Jahren. Er stand am Anfang seiner wissenschaftlichen Laufbahn und war nur vertretungsweise als Bataillonsarzt ins Feld geschickt worden.

Am 26. September starb Georg Simmel, 60 Jahre alt, in Straßburg. Die Bedeutung Simmels wird in der Rundschau Philosophie ausführlich gewürdigt werden. Hier sei nur einiges über den psychologischen Gehalt seiner Schriften gesagt. Ihm war die Psychologie nicht Ziel sondern Mittel, Voraussetzung und Gesichtspunkt: in seiner Soziologie, in seiner Ästhetik, in seiner Geschichtsphilosophie. Die Simmelsche Art psychologischer Grundlegungen kann man vielleicht am besten in seiner kleinen, wenig bekannten Philosophie der Mode kennenlernen. In ihr geht Simmel von einer Gegensätzlichkeit in der allgemeinen physiologischen Grundlage des menschlichen Wesens aus; dem Bedürfnis nach Bewegung und dem nach Ruhe; im geistigen Leben erkennt er sie in dem Streben nach dem Allgemeinen und dem das Einzelne zu erfassen, sozial verkörpert in dem Drang nach sozialer Anlehnung und dem nach Heraushebung der Persönlichkeit. Die Mode genüge beidem. Bis in die feinsten Verästelungen wird dieses psychologische Gegensatzpaar vorgeführt. Simmel liebte es solche psychologischen Gegensätze so weit zu verfolgen, daß der psychologische Grundzug kaum noch zu erkennen ist (etwa in Kant und Goethe). Diese Gegensatzdialektik gibt dem Ganzen vielfach etwas Konstruiertes (siehe auch die Rundschau Philosophie, 1918 I, Seite 552 f.). Das muß namentlich von seinen Aufsätzen zur letzten Zeitschichte gelten, die freilich auch sonst

nicht auf der Höhe stehen, da sie von der Kriegsverwirrung unserer Intellektuellen nicht unberührt erscheinen. So viele Anregungen und Einsichten der einzelne Simmel verdanken mag: die Simmelsche Psychologie wird wohl stets mehr Liebhaber als Anhänger finden, und auch diese vorwiegend durch die Persönlichkeit, deren Wirkung im Leben sich niemand entziehen konnte.

Kurze Chronik Die Sammlungen des Instituts für angewandte Psychologie befinden sich jetzt in Berlin, Augsburger Straße 60, und können dort wochentäglich zwischen 9 und 2 Uhr besichtigt und benutzt werden. ◊ In der Allgemeinen Abteilung der Technischen Hochschule in Karlsruhe hat Willy Hellpach einen Lehrauftrag für Psychologie unter Ein-schluß der Wirtschaftspsychologie und der Pädagogik erhalten. ◊ Der Psychologe K. Bühler, bisher außerordentlicher Professor an der Universität München, ist als Nachfolger Elsenhans' zum ordentlichen Professor der Philosophie und Pädagogik an der Technischen Hochschule in Dresden ernannt worden. Er entstammt der Würzburger Schule Kütles. ◊ In Kiel habilitierte sich der Assistent am Psychologischen Seminar und Oberlehrer am Kieler Gymnasium Johannes Wittmann.

Literatur

Das 7. und 8. Heft des 19. Bandes der Zeitschrift für pädagogische Psychologie brachte gutachtliche Äußerungen zu der pädagogischen Konferenz im preussischen Kultusministerium über die künftige Pflege der Pädagogik an den deutschen Universitäten aus der Feder von Fachleuten, die zu der Konferenz nicht hinzugezogen waren. Unter anderem folgert E. Becher /München/ die Möglichkeit der Pädagogik als Wissenschaft aus der Fülle der Aufgaben; ihre materiellen Grundlagen seien Psychologie und Jugendkunde. Für W. Stern /Hamburg/ folgt die Notwendigkeit der Pädagogik als Universitätsfach aus der mangelnden Kenntnis der Studierenden von ihrem künftigen Lehrerberuf. Die Frage sei, ob die Pädagogik bereits den Charakter einer ernsthaften Wissenschaft habe. Durch Ausschluß der Pädagogik von der Universität habe man sie in die Hände unkritischer und ungeschulter Bearbeiter getrieben; dies habe ihrer Entwicklung geschadet. Die Problemstellungen jedoch seien vorhanden; sie müßten nun vertieft werden. Pädagogik müsse die Lehre

von dem gesamten Erziehungs- und Bildungsleben unserer Zeit sein. Die Beziehungen der Pädagogik zur Kulturphilosophie und Wertlehre bilden nur die eine Seite der Aufgabe; die andere ist eine psychologisch orientierte Jugendkunde. ◊ In 4., gänzlich umgearbeiteter Auflage erschien Robert Gaupps Psychologie des Kindes (in der Teubnerschen Sammlung Aus Natur und Geisteswelt). Das Kapitel über die Psychologie des Schulkinds kann angehenden Lehrern als erste Einführung in dieses neue, in seiner Schwierigkeit oft unterschätzte, in seiner Erfolgsmöglichkeit daher ebenso oft überschätzte Gebiet empfohlen werden. Eine etwas ausführlichere Literaturangabe würde dem Rat-suchenden sicher erwünscht sein.

Rechtswissenschaft / Hugo Heinemann

Genossenschaftsrecht Über die Steuerfreiheit des festen Rabatts hat das preußische Oberverwaltungsgericht die folgende wichtige Entscheidung getroffen: Unter Kundengewinnen seien die den warenabnehmenden Genossen am Jahresschluß zurück-erstatteten Vergütungen für Zahlung zu hoher Kaufpreise zu verstehen; sie seien der freien Verfügung der Genossenschaft entzogen. Kundengewinn sei der nachträgliche Preisabschlag, der den Genossen als Käufern nach Maßgabe ihrer Einkäufe herauszuzahlen sei und herausgezahlt werde. Diese Herauszahlungen stellen keine Gewinnverteilung dar. In der Sache mache es keinen Unterschied, ob die von den Genossen als Käufern zu zahlenden Preise von vornherein so niedrig bemessen werden, daß keinerlei Überschuß erzielt werde, oder ob ihnen bei höheren Preisen der die Anschaffungs- und Verwaltungskosten übersteigende Mehrbetrag im Verhältnis ihres Geschäftsverkehrs zurückerstattet werde. Die Genossenschaft verteile also mit der Auskehrung des Kundengewinns nicht einen gewerblichen Gewinn, sondern sie gebe den Genossen dasjenige zurück, was sie ohne Erwerbwillen, vielmehr von Anfang an mit der Absicht späterer Erstattung ihnen zu viel abgenommen habe. Die Genossen erhalten den Kundengewinn nicht als Mitglieder des Vereins sondern vielmehr in ihrer Eigenschaft als Käufer; durch Abschluß der einzelnen Kaufgeschäfte erlangen sie den Anspruch auf Lieferung der Waren und auf Gewährung eines Anteils an den Preisauflägen. Daher sei der Kundengewinn eine Schuld der Genossenschaft

an die Gesamtheit der Käufer; er sei selbst kein Gewinn, er mindere diesen als Passivposten der Bilanz und gehöre nicht zum steuerpflichtigen Ertrag. Beim Kauf müsse den Genossen ein unbedingter Anspruch auf die Vergütung zustehen; bei der einzelnen Warenabnahme müsse die Höhe der Vergütung objektiv feststehen, sonst liege nicht abzugsfähiger Kundengewinn sondern zuzurechnender gewerblicher Ertrag vor. Somit müsse der Kundengewinn der freien Verfügung der Genossenschaft durch das Statut oder durch einen mit dem Käufer abgeschlossenen Vertrag derart entzogen sein, daß seine Höhe bestimmbar und der Willkür der Genossenschaft nicht unterworfen sei.

Totenliste Der Lehrer des Völkerrechts an der Pariser Universität Louis Renault ist, fast 75 Jahre alt, im Februar gestorben. Er war einer der Vertreter Frankreichs im Haager Schiedsgericht und wirkte auf vielen Konferenzen für den internationalen Gedanken. Im Jahr 1908 erhielt er den Friedensnobelpreis. Er war auch eine Zeitlang Minister und Präsident des Instituts für internationales Recht. Wegen seiner (leider vergeblichen) unermühten Arbeit für den Völkerfrieden erfreute sich der Verstorbene, der übrigens auch Mitglied der Akademie war, eines hohen Ansehens in allen Kulturstaaten.

In der Nacht vom 23. zum 24. März ist Paul Laband in Straßburg gestorben. Er wurde nahezu 80 Jahre alt. Seine Bedeutung ist in dieser Rundschau (1918 I, Seite 495 f.) dargestellt worden. Der Ordinarius für deutsches, Bürgerliches und Handelsrecht an der Universität Göttingen Karl Lehmann ist Anfang April in Bonn, 60 Jahre alt, gestorben. Er war einer der besten Kenner des altnordischen und altgermanischen Rechts. Von seinen Arbeiten über das moderne Recht sind der Kommentar zum Handelsgesetzbuch /1899 bis 1901/ und das Lehrbuch des Handelsrechts /1908/ die wichtigsten.

Mitte April starb der Kieler Staatsrechtslehrer und liberale Politiker Albert Hänel im Alter von fast 85 Jahren. Er war einer der feinsinnigsten und kultiviertesten Menschen unserer Zeit. Die Eigenschaften, die sein ganzes Wesen ausmachten, zeichneten auch seine juristischen Arbeiten aus, deren bedeutendste die Studien zum deutschen Staatsrecht /1873 bis 1888/ und sein 1892 veröffentlichtes (von ihm nicht

mehr vollendetes) Staatsrecht sind. Als Parlamentarier hat er hervorragenden Anteil an der heutigen deutschen Reichsgesetzgebung, genommen, soweit sie das öffentliche Recht betrifft.

Im gleichen Alter wie Hänel starb Max Eccius in Kassel (siehe diese Rundschau, in diesem Band, Seite 811).

Der ehemalige Professor für römisches und Bürgerliches Recht an der Rostocker Universität Bernhard Matthiaß ist Ende April in seinem 64. Lebensjahr gestorben. Er hat ein Lehrbuch des Bürgerlichen Rechts geschrieben, das 1910 in 7. Auflage erschien.

Der Zivilprozeßlehrer August Siegmund Schultze ist, 85 Jahre alt, im November in Straßburg gestorben. Sein Hauptwerk, Privatrecht und Prozeß, ist 1883 erschienen. Es behandelt die Wechselbeziehungen zwischen dem materiellen und dem Prozeßrecht, zwischen dem bloßen Rechtssatz und seiner konkreten Verwirklichung. Von hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung sind auch Schultzes Untersuchungen über die Lehre vom Beweis, besonders vom Urkundenbeweis.

Am 4. Dezember starb der Älteste der Juristischen Fakultät an der Universität Halle Hermann Fitting. Er ist 87 Jahre alt geworden. Sein Arbeitsgebiet war das römische Recht.

Kurze Chronik Über das Delikt der fahrlässigen Tötung hat das Reichsgericht vor einiger Zeit entschieden, daß die Erfahrung des täglichen Lebens den Maßstab für die Vorhersehbarkeit des Ereignisses bilde. ◊ In der Berliner Juristischen Gesellschaft beschäftigte sich der Rechtsanwalt Erich Eyck mit den Schiedsgerichten und Einigungsämtern in der Kriegsrechtspflege. Er kam zu folgendem Ergebnis: In die Friedenszeit dürfte nur ein geringer Teil aller dieser Einrichtungen übernommen werden. Soweit es sich um Schiedsgerichte handelt, die auf dem Boden der Zivilprozeßordnung tätig sind, dürfte sich eine Reform und Erneuerung der in dieser enthaltenen vielfach gänzlich unpraktischen Vorschriften empfehlen. Die Befugnis der Einigungsämter in das Privatrecht einzugreifen dürfe die Zeit der Übergangswirtschaft nicht überdauern. ◊ Für die verspätete Erledigung von Eingaben, zum Beispiel auf Bewilligung des Armenrechts, steht nach einer neuen Entscheidung des Reichsgerichts allein der Rechtsuchende ein. Ein unabwend-

barer Zufall im Sinn des § 233 Absatz 1 der Zivilprozeßordnung sei nur dann anzunehmen, wenn die Partei ihrerseits alles getan hat, was in ihren Kräften steht und vernünftigerweise von ihr verlangt werden kann, um die Einhaltung der Frist zu ermöglichen. ◊ Zum Ordinarius für deutsches Recht an der Universität Bonn ist Martin Wolff aus Marburg berufen worden. Seine Arbeiten behandeln hauptsächlich das deutsche Sachenrecht, auch das Handels- und das Eherecht. ◊ An der Breslauer Universität ist eine Professur für slawisches Recht geschaffen worden. Der neugeschaffene Lehrstuhl wurde mit A. Freiherrn von Freytag-Loringhoven besetzt, der in diesem Semester ein öffentliches Kolleg über Recht und Politik im heutigen Rußland, unter besonderer Berücksichtigung der revolutionären Entwicklung, liest.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Kriegslyrik

Barthel, Bröger und Lersch sind seltsam verbundene Drillinge des Geistes. Sie waren nicht immer so. Denn als diese drei Söhne des kriegführenden Volkes eben erst zur Dichtung aufgeweckt wurden, mußte man höchst gespannt auf ihre Worte hören. Da schien es, junge Männer, denen der Proletariermund bisher vollständig verschlossen war, könnten plötzlich ganz tief der Erlösung einer sehr neuen und sehr starken Musik nachhören. Der Gewinn dieser Musik war einer von den wenigen Gewinnen des Krieges. Doch bald folgte eine Ernüchterung und Verarmung. Jedem der Drei gelang etwa ein halbes Dutzend Gedichte von persönlichem Wert. Dann erstarrte ihr Temperament schon. Dann borgten sie schon ringsherum, von eigenem Gut etwa oder von dem Besitz der Kameraden. So geraten die eben noch schön verschiedenen und sauber die eigene Seele verwahrenden Männer in allerhand Abhängigkeit und Verknechtung. Im Ansehen der Welt nicht minder als im Formenaufbau ihrer Gebilde. Darum entsteht zwischen ihnen jenes Drilllingstum, das nicht erfreulich sondern eher eintönig ist. Sie bleiben Söhne der Zeit, aber eben der blutigen, mordenden, niederschmetternden, den Geist und die Sinne aussaugenden Zeit. Heinrich Lersch nennt sein Gedichtbuch *Deutschland!*, Karl Bröger taufte es *Soldaten der Erde*, Max Barthel schreibt *Freiheit!* darüber

/Jena, Diederichs/. Was nutzt das alles? Die losen Namen wechseln, der Inhalt ist nicht erneut, er fesselt auch nicht mehr. Hochschleudernder Schwung von einstmals ist schon Handwerk geworden. Man rühmte es, daß der Kesselschmied Lersch ein Dichter wurde. Man muß es heute beklagen, daß der Dichter Lersch ein Verseschmied wurde. Und nach dieser ästhetischen Beurteilung ist noch eine andere Erwägung zu machen. Ein heftiges Talent ist ungeheuer schnell vom Krieg mißbraucht und ausgedörrt worden. Es irren sich alle in der Meinung, daß der Krieg in den Dichtern irgendwie neue Flammen entzünden konnte. Vielleicht sekundenlang. Aber dann kommt schmerzlich rasch das Welken und Vertrocknen und Zerbröckeln.

Gedankenlyrik Weil Dichter von geringerer Selbstzufriedenheit eine derartige Verschrumpfung ihres Innern vermeiden wollen, schwenken sie mit einer gewissen Grimmigkeit von jeder Gemeinschaft mit dem Gegenwärtigen ab. Ein ganzer Kreis junger Dichter läuft mit Hast aus derartigem Gezirkel einer ziemlich abgeschmackt ausgelegten Zivildienstpflicht fort, um sich zu reineren Kunstbezirken zu retten. Es scheint ihnen, daß es keine Mühe lohnt die scheußliche Vergänglichkeit des Weltkriegs irgendwie dichten zu erfassen. Sie nennen ihre Zeitschrift ausdrücklich *Das Reich* /München, Hans Sachs-Verlag/. Nicht ohne Grund lustwandeln die Bürger dieses Reiches gern zu urchristlichen Gefilden, zu den sieben Himmeln der Kabbala und jenen mystischen Gärten, wo der bewunderungswürdige Ruysbroeck, seine duftige Schwester Bloemaerde oder der exotisch verschnörkelte Avicenna mit all ihren hektisch vergrübelten Gefährten sich einstmals ergingen. Man weiß, daß lauterer Mystizismus nicht selten in sehr scharfe Vernunft verwandelt werden kann; will doch der Mystiker die höchste Vernunft und die reinste Vernunft unverhüllt erschauen.

Ein Eidgenosse von edelster und ernstester Strebsamkeit, Max Pulver, der Dichter des lyrischen Epos *Merlin* /Leipzig, Inselverlag /ist reimender und rhythmisierender Zeuge derartiger Richtung. Darum suche man in seinem *Merlinbuch* nicht etwa farbige Mystik des Gralsgeheimnisses oder geräuschvoll dröhnende Ritterlichkeit keltischer Artuslegenden oder auch wehrauchumdüfte Weichheit ländlichlieblicher Marienkapellen. Man mache sich nur auf den geistigen

Sud und Satz einer immerhin fesselnden Ausdeutung der Merlinlegende gefaßt. Jesus ist einmal in die Hölle hinuntergestiegen. Sein Herz gehört allen Schmach tenden dort unten, er läßt die gemarterten Schatten entschlüpfen, er verhilft auch Adam und Eva, dem Erbsünderurpaar, wieder zur Seligkeit des Äthers. Und da solches möglich war, beschließt der erzürnte und betrogene Satanas, im Spießgesellenbündnis mit Gottes Widersacher, dem Lucifer, ein Wesen nach dem Schicksalsebenbild des gefährlichen Höllenbesiegters Jesu Christi selber zu formen. Solcher Art kommt Merlin auf die Welt. Auch er Frucht einer Empfängnis, für die keine Erdenordnung verantwortlich ist. Auch er mit Sehergabe und Weissagung ausgestattet und Gegenstand der frühen Verehrung von magisch durchwühlten Männerhoheiten, die Merlins seltsame Bestimmung und messianische Zukunft erahnen. Auch er früh schon ein Opfer von Demütigung und Versuchung durch Mächte, die seinen Erlöserweg schädigend kreuzen wollen. Diese Gesänge, denen ein Kenner der Gralskreise nicht freudlos gegenüberstehen wird, leiten alles ein. Merlin tritt aber sehr schnell vom Feld der Geschehnisse ab, weil er sich nach Troubadoursitte in Weibesminne verliert. So klingt, wahrscheinlich mit Absicht beendet, der geläufigen Buntheit eifervoll ausweichend, das Merlinepos aus.

Lyrik Gewiß, diese Dichter, die sich so fest mit dem Gürtel ihrer Einsamkeitstugend umgürten, entbehren nicht einer achtungsgebietenden Anständigkeit. Sie sind wertvolle Liebhaber von Versteinerungen des Geistigen, doch sicher nicht Zauberer, die eine sinnliche Welt aufschließen, damit eine übersinnliche sichtbar werde. Die Stimme des Gefühls versagt bei ihnen. Man liest aber eine Dichtung von Iwan Goll *Der neue Orpheus* oder von Claire Studer *Mitwelt*, die beide im Verlag der Aktion erschienen, oder auch Emil Widmers Gedichtband *Die Ankunft* /Basel, Schwabe/ und findet sich mit Genugtuung nach Pulvers von Empfindung selten beregneter Wüstenei in die Trift einer bessern Menschlichkeit zurück. Dabei ist Widmer ganz banal und abhängig in seinen Formen. Meist gelingt es ihm noch nicht die tiefgehende Pulversche Verskultur zu entfalten. Aber es kommt ein einziges Gedicht, leider die nur geringe Auslese eines ganzen Bandes, das aus der Untertänigkeit des Sohnes zur Mutter

erstand, und hier bringt die Sachlichkeit und Keuschheit des Dichters eine große Hoffnung. Und Goll, der gar auf jedes Mittel der Überlieferung verzichtet, der angeekelt sein kann von der schönsten Dichtungsform einer kultivierten Vergangenheit, heftet seine Leidenschaft ganz und gar an Heutiges, an Kino und Mansarden, an sonnenferne Proletarierdinge und schäbigste Gewöhnlichkeit. Aber da singt sein Herz, da hat er wohl gar mit den Tränen nicht gespart, da ist wohl das Geknirsch seines Zorns mit der Innigkeit des Mitfühlers verbrüdet worden. Form ist ihm nichts. Wenn trotzdem seine formlose Form im Ohr und in der Anschauung schwebend bleibt, so geschieht das eben, weil das Menschliche ein gutes Stück der Kunstmaterie bändigt. Wer die Poesie des heutigen Tages nicht mit der Putzsucht verwechselt, der wird gern zu der Gärung Golls treten. Studer pflegt ähnliche Sehnsucht wie der neueste Orpheus. Sie ist gedämpfter, und gelegentlich entwirft sie Schatzenrisse einer zarten Großstadttraurigkeit, die durch leise, klagende Prosarhythmen sehr rührend begleitet werden.

Rostand Edmond Rostand ist gestorben. Im Krieg hat er auch einiges für den Krieg geschrieben. Doch lag ihm die gespornte Galligkeit gar nicht, da er noch ein Nachfahr jeglicher verklungenen Sanftheitslyrik oder Troubadourgeschmeidigkeit war. Es reichte bei ihm nicht einmal zu der bissigen Bänkelsängerei eines Raoul Ponchon. Es reichte erst recht nicht zu dem tragischen Wahnsinn des Verzweiflungszorns, der den selig unseligen Emile Verhaeren ins Maßlose heimgesucht und bis zu gräßlicher Seelenverdunkelung gequält hatte. Er war ein geschwätziger, geschwollen reimender Brambarbas geworden, er, der alten Romantik einstmals noch blühender Fahnen-träger. Als er mit den Romantiques begann, fragte sich die feinhörige Zuhörerschaft des Theaters, warum man denn eigentlich das Klangparadies Alfred de Mussets mit einem etwas matten Echo verkleinern sollte. Als er die große Menschenliebe der Samaritanerin nicht volltönig sondern nur galant, dem Mund der Sarah Bernhard angepaßt, erschwingen ließ, da klagte ein besseres, durch Ausstellungstrubel und Zeitungsjahrmarkt nicht zu bändigendes Frankreich, daß die holde Urstimme des Evangeliums mit der hohlen Predigt verwechselt werde. Als ein Spiel für gehobene Töchter Schulen sehr geschickt zur Ko-

stümtragödie des Cyrano de Bergerac verwandelt wurde, da lobten in Paris alle Mendès und Prévost, die literarischen Ausfuhrkaufleute eines Geschmacks, vor dem die fruchtbaren und zarten Herolde des Echten, Anatole France, Suarez, Péguy und der betrübte Bettler Léon Bloy, also alle, die unsterblich werden müssen, ratlos standen. Chantecler ging tiefer aufs Herz. Chantecler griff ins wirklich Volkstümliche, doch ein etwas magerer Zögling Victor Hugos, ein wenig ernster Weltmann, der hie und dort seinen Ruhm mit Leihgut aufpflasterte und eher mit Fünfuhrtees als mit siegreichem Talent zu wirken wußte, hatte gesprochen. Er starb. Die Mode, die er selbst erfunden hatte, starb sofort mit ihm.

Totenliste In der Nacht zum 10. Juni ist Richard Voß, 67 Jahre alt, gestorben. Er schrieb Romane aus dem alten und dem neuen Rom. Du mein Italien! war der Titel seines Reisebuchs. Aus bayrischer Alpen- und Talwelt schrieb er auch. Er sah nur nach seinem eigenen Wort »Erdenschönheit«. Er dichtete Romeo und Julia im Albanergebirge und befriedigte eine Menschheit, die auf Phantasie mehr hält als auf vertiefte Kunst. Im Juni starb auch Conrad Alberti, 56 Jahre alt, in Berlin; nach einem schweren Leiden, dem er, gelähmt, das Ende vor Augen, sich bis in die letzten Tage widersetzte. Der Mann, der bis zu seiner letzten Stunde sittliche Kämpferkraft bewies, hatte Zeit seines Lebens streitbar um sich haugend auf der Bresche gestanden. Obwohl ihm die Freude der eigenen Gestaltung nicht fremd blieb, formte er nur schwerfällig ein lebendiges Leben zum Kunstwerk. Die Einschätzung des Sozialen, die Abwehr der Großmannssucht, das waren die Fragen, um die er sich dichtend kümmern wollte. Er vertiefte sich in die Urquellen des hohen Menschensittengeistes. Er zeigte einer Gemeinschaft, die er auch als Journalist emsig heranzog, wo im indischen Altertum und im römischen Weisheitsgebiet die gleichzeitig schönen und erbauenden Bücher zu finden seien. Am 8. Juli starb in Steglitz an den Folgen der Grippe Paula Dehmel, die zusammen mit Richard Dehmel die Fröhlichkeit des Kinderreimes pflegte und hernach allein in dem lustigen Ton weiter dichtete. Da es auch in diesem Gebiet Schund und Schönheit gibt, Paula Dehmel aber gute Laune und ästhetisches Gewissen verschwisterte, wird der

Fitzbutze (dessen Bestes von ihr ist) ein Stück Unsterblichkeit erlangen.

Im Alter von 27 Jahren starb am 14. Juli der Schriftsteller Alfred Bratt in Berlin. Vor dem Krieg hatte er mehrere Jahre hindurch mit dem Genossen Georges Weill das Berliner Bureau der Humanité geleitet; dann trat er in die Kühlsche Zeitungskorrespondenz und gleichzeitig in den Verlag Erich Reiß ein. Vor einigen Jahren erschien sein Roman *Die Welt ohne Hunger* (Berlin, Reiß/). Diese Utopie der Beglückung, der jede Menschheit zugewendet werden soll, fiel durch ihre Farbigeit auf. Da war das Gedankliche in ein wirkliches Spiel der Wirklichkeit aufgelöst. Der junge amerikanisierende Dichter hatte etwas von jenem großeuropäischen Talent, das seltensamerweise die Bürger der kleinen skandinavischen Länder besonders oft erben.

Ende Juli ist Franziska Gräfin zu Reventlow, 47 Jahre alt, in Locarno gestorben. In dem Roman vom Geldkomplex und in dem novellistischen Amoreskenband *Von Paul zu Pedro* hat sie eine bei Frauen nicht häufige Gabe des Humors gezeigt. Wäre ihr Stil weniger fragmentarisch gewesen, sie hätte eine bedeutende Gefährtin des Jean Paul-, Raabe- und Kellerkreises werden können. Sie übersetzte auch viel besser und anschmiegender als die sonst vorhandenen Handwerker an diesem überfüllten, aber meist unzulänglich betriebenen Erwerbszweig.

Die Familien- und Kolportageschriftstellerin Elise Werner ist, 80 Jahre alt, nach einem erfolgreichen, von der Zensur nie gestörten, von den höchsten Gesellschaftskreisen stets begünstigten Leben verstorben.

Am 12. Dezember starb im Alter von 61 Jahren Hermione von Preuschen, die als Liebhaberin exotischer Landstriche eine sentimentale, falsch verstandene, im Grunde sehr kleinbürgerliche Fakirkunst und Poesie pflegte, in ihrem Tempio Hermione in Lichtenrade. Sie war mit Konrad Telmann, der Jahre vor ihr starb, verheiratet.

Über Sar Péladan, der Mitte dieses Jahres, 60 Jahre alt, in Paris starb, über Max Dauthendey, der, 51 Jahre alt, auf Java starb, über Peter Rossegger, der am 23. Juni, 75 Jahre alt, in Krieglach starb, über Peter Nansen, der am 31. Juli, 57 Jahre alt, in Kopenhagen starb, über Eduard von Keyserling, der am 28. September, 63 Jahre alt, in München starb, und über Edmond Rostand, der

Anfang Dezember, 50 Jahre alt, in Paris starb, ist in dieser Rundschau (in diesem Band, Seite 1031 f., 1032 f., 812 f., 1032, 1033 und 1228) einiges gesagt worden.

Kurze Chronik In der Bibliothek des polnischen Grafen Zamoyski in Kornik sind von dem Professor Simon Aszkenasy 40 Folienseiten von der Hand Napoléons entdeckt worden. Die Papiere enthalten 14 militärische Instruktionen, Pläne und Noten sowie das Bruchstück einer Novelle *Elisson et Eugénie*. Aszkenasy bezeichnet diese Novelle als eine der frühesten Arbeiten Napoléons; er hat sie als 17jähriger Leutnant in Lyon geschrieben. Der ganze Fund wird demnächst in Faksimile veröffentlicht. ◊ Die Kleiststiftung hat ihre 2 Preise dieses Jahres durch ihren Vertrauensmann Heinrich Mann an Leonhard Frank und Paul Zech verliehen. ◊ Der Verlag Albert Langen in München dient jetzt 25 Jahre lang seiner wertvollen und nützlichen Arbeit. Er hat ein Stück des deutschen Geistes geschaffen. Er hat Literatur des Auslands vermittelt, die zu dem Kostbarsten der internationalen Dichtung gehört. Als der *Simplicissimus* gegründet wurde, war wirklich eine Macht da, die mit Witz Kultur schuf und Borniertheit abzuschaffen suchte. Als Knut Hamsun, dem jetzt eine Gesamtausgabe seiner Werke bereitet wird, durch Langens Verlag in Deutschland bekannt wurde, da war wirklich ein europäisches Genie ins Licht der deutschen Liebe gerückt. Die Skandinaven, ferner Maupassant, auch andere Franzosen, und dann einige der Mutigsten unter den Deutschen fanden bei Langen Unterkunft. Der Verlag hatte sich im Krieg mit dem *Simplicissimus* und manchem Buch ein wenig eng und sonderbar rückschrittlich gegeben. Es ist zu hoffen, daß er sich jetzt wieder verjüngt, wo ihn kein staatlicher Maulkorb mehr bedrücken will.

Musik / Hago Leichtentritt

Oper Was das an Veranstaltungen so überreiche Berliner Musikleben uns an neuen Werken heimischer Komponisten während der Monate Oktober und November gebracht hat, ist von beschämender Dürftigkeit. Man darf indessen daraus nicht auf die gleiche Dürftigkeit der deutschen Produktion schließen. Blieben schon in normalen Zeiten gerade die bedeutendsten Werke viele Jahre

lang unbekannt, so haben die Schwierigkeiten von Neuaufführungen größerer Kompositionen sich in den letzten Kriegsjahren noch gewaltig gesteigert. Während draußen im Reich eine Reihe neuer deutscher Opern zur Uraufführung kam, hat Berlin sich mit einer einzigen, dazu noch höchst mittelmäßigen, Novität begnügt. Das Charlottenburger Deutsche Opernhaus brachte Max Oberleithners zaktige Oper *Der eiserne Heiland*. Ein gewisser Publikumerfolg ist dieser Oper nicht abzusprechen, dank der handfesten Theatralik der routinierten Textverfasser Warden und Wellemsky. Das Drama spielt in einem deutschen Dolomitenort. Der Dorfschmied hat eine Welsche zum Weib genommen, um derentwillen er verachtet wird. Er verspricht auf die Bitten seines Weibes mit ihm nach Italien zu ziehen, wird aber wieder schwankend. Während er mit seinem Heimatsgefühl kämpft, wird das Weib seiner Unschlüssigkeit überdrüssig und ergibt sich einem sie verfolgenden welschen Musikanten. Im Schlußakt rächt sich der in Wahnsinn verfallene Schmied. Hoch in den Gletschern schlägt er die Treulose ans Kreuz. Er selbst wird dann von dem Liebhaber der Frau erdolcht. Der Eiserne Heiland ist die Christusfigur, die der Schmied während der Zeit seiner Gewissenskämpfe geschmiedet hatte. Oberleithner, ein Wiener, ist durch symphonische Arbeiten aus früheren Jahren hier nicht unbekannt. Seine etwas überladene, massige, brucknerisch-pathetische Schreibart zeigt sich wiederum in dieser Opernpartitur, die aufs Volkstümliche hinzielt. Eine Musik nicht ohne Bühneninstinkt, der ab und zu ein fesselnder Moment gelingt, aber als Ganzes nicht mehr als die Arbeit eines Eklektikers, ohne den Reiz der künstlerischen Persönlichkeit. Gerade durch ihre unbekümmerte Schlagfertigkeit jedoch wirkt sie auf ein weniger kritisches Publikum.

Das rührige Darmstädter Hoftheater, unter der Leitung des neuen Intendanten Max Kraetzer, ist mit Glück und Eifer um die Förderung der lebenden Kunst bemüht. Eine neue Bühnenmusik. Felix Weingartners zu Shakespeares *Sturm*, bestehend aus Ouvertüre, Zwischensätzen und melodramatischen Stücken, kam vor einiger Zeit zur Uraufführung. Beachtenswert war auch dort die Aufführung von Hector Berlioz' feinsinnigem musikalischen Lust-

spiel *Beatrice und Benedict*, das, seit vielen Jahrzehnten verschollen, gleich einem neuen Werk wirkt.

Auch die Uraufführung von Siegfried Wagners neuestem Bühnenwerk *Sonnenflammen* fand in Darmstadt statt. Eine andere Oper Siegfried Wagners Schwarzschanenreich erlebte in Karlsruhe ihre Uraufführung. Das selbe Theater brachte vor einigen Wochen die Oper *Meister Guido* von Hermann Nötzel zur ersten Aufführung. Man lobt besonders die wirklichen Chor- und Ensembleszenen, die reiche Melodik in der Partitur des bisher kaum bekannten Musikers. In einer neuen Fassung erschien des Ungarn Erwin Lendvai Oper *Elga* (nach Gerhart Hauptmann) am Leipziger Stadttheater. In Kassel hatte ein bisher noch ziemlich unbekannter junger Musiker W. von Bartels erheblichen Erfolg mit seiner japanischen Liebeslegende *Li Lan* (Text von Warden und Wellemsky).

Ein Ereignis von besonderer Bedeutung war die erste Aufführung in Deutschland von Ferruccio Busonis zwei neuesten Bühnenwerken im Frankfurter Stadttheater. Von den Aufführungen bei Reinhardt her kennt man hier Busonis farbenglühende und sinnfrohe Musik zu Gozzis *Turandot*, aus der nunmehr eine regelrechte Oper geworden ist. Auf neuen Bahnen wandelt das theatrale Capriccio *Arlecchino*, in dem die alte italienische *Commedia dell'arte*, die Stegreifkomödie, mit den Mitteln der Moderne wieder aufersteht.

Kammermusik In Süddeutschland gilt Hans Pfitzner als nationales Musikgenie. In Berlin hat er immer wenig Glück gehabt, und auch mit seinem neuesten Werk fand er hier nicht viel Gegenliebe. Carl Flesch und Arthur Schnabel vermittelten uns in einer meisterhaften Aufführung die Bekanntschaft mit Pfitzners neuer Violinsonate. Ein Werk, dem man Gewicht und Bedeutung kaum wird absprechen können. Trotz allem Respekt vor dem gehaltvollen Stück kann ich es aber den wahrhaft großen Kunstwerken seiner Gattung nicht anreihen. Dazu fehlt es der Tonsprache an ausgeprägter Eigenart, an Neuheit des Klanges, an Reinheit des Stils. Der Versuch die neudeutsche musikalische Schreibweise, das Tristan- und Parsifal melos auf die Kammermusik zu übertragen erscheint mir

wenig glücklich, ist wenigstens in diesem Fall nicht erfolgreich gewesen. Diese Wagnerphraseologie, mit ihrem dicken orchestralen Getön, ihrer gespreizten Pathetik, ihrer schon abgebrauchten Rhythmik und den schon zu wohlbekannten Floskeln der ewigen *Melodie*, hat sich schon bedenklich abgenutzt. Ein neuer Stil, abseits von Romantik, tut uns in der Kammermusik not, und von diesem ersehnten neuen Stil enthält diese vielerorten hochgepriesene Sonate gar zu wenig. Gern sei anerkannt, daß sie im einzelnen nicht arm an Schönheiten ungewöhnlicher Temperatur ist, daß der erste Satz Strecken hinreißender Leidenschaft hat, das Adagio Partien verklärter Sehnsucht. Der etwas vulgären, klobigen Heiterkeit des Schlußsatzes vermag ich allerdings nur wenig Geschmack abzugewinnen.

Orchestermusik In einem Konzert des Blüthnerorchesters unter Paul Scheinpflugs Leitung lernte man in Berlin Jean Sibelius' Orchestersuite zu Pelleas und Melisande kennen. Dies Werk des finnischen Meisters liegt schon mehrere Jahre zurück, ist aber bis jetzt in Berlin noch nicht gehört worden. Maeterlincks Drama hat auf eine ganze Reihe bedeutender Musiker stark anregend gewirkt. Gabriel Fauré, der Pariser Konservatoriumsdirektor, und Sibelius haben eine Bühnenmusik zu dem gesprochenen Schauspiel geschrieben, Claude Debussy hat Maeterlincks Text (ähnlich wie später Strauß bei der Wildeschen Salome) wortwörtlich komponiert, Arnold Schönberg hat den Legendestoff zu einer symphonischen Dichtung umgeschaffen. Von diesen Künstlern ist Fauré der glatteste. Seine raffinierte Musik hat zum Gegenstand viel äußerlichere Beziehungen als Debussys Werk, in dem das Legendenhafte mit einer zwingenden Kraft zum Ausdruck kommt. Schönbergs verwickelte Symphonik rührt mehr an die psychologischen Hintergründe. Sibelius ist als Naturpoet an seinen Stoff gegangen und hat das Landschaftliche, die Stimmung des Milieus wiedergegeben wie keiner der anderen Pelleaskomponisten. In dieser Hinsicht eine starke Musik.

Dem Dirigenten Selmar Meyrowitz ist eine Aufführung des symphonischen Hauptwerks Claude Debussys La Mer zu danken. Obschon auch diese Partitur jahrelang zurückliegt, hatte man sie in Berlin noch nicht gehört. Für deutsche Begriffe fehlt in dieser,

rein auf Rhythmen und Klangfarben gestellten Musik das melodische Element empfindlich. Die Herzenstöne wird man hier vergeblich suchen. Aber was Feinheit des Klangempfindens angeht, Meisterschaft der Form, charaktervolle Selbständigkeit der Ausdrucksweise, reinen Stil: in allen diesen Dingen wird man nur mit hohem Respekt von dieser in ihrer Art echten und vollendeten Kunst zu reden haben. Diese Musik singt nicht, sie malt, zeichnet, schildert mit einer auf das Malerische gerichteten Phantasie, einem geläuterten Kunstverständnis, einem aufs feinste gebildeten Geschmack. Also Kultur in hoher Potenz, und dies ist wohl zu schätzen, wenn schon den meisten musikalischen Gemütern nicht recht warm wird bei diesen Tönen. Die künstlerische Wahrnehmung wird hier als reine Impression ausgedrückt, mit jener sobriété, die auf strenger Sachlichkeit beruht und nur ungerne den Eindruck selbst durch Gemütswallungen sich trüben läßt. Die erste dieser symphonischen Skizzen betitelt sich Von Sonnenaufgang bis Mittag auf dem Meer. Monet könnte eine lange Reihe Skizzen unter dem nämlichen Titel gemalt haben. Für ein gebildetes Ohr rollen sich hier köstliche klangliche Ereignisse ab, in großer Fülle fein abgestufter Impressionen. Hell, dunkel, kühl, warm, ruhig, bewegt, hoch, tief, eben, uneben wären etwa ein paar Schlagworte, mit denen die Grenzen dieser Einfälle abgesteckt sind. Und innerhalb dieser Begriffe, oder vielmehr Anschauungen, regt sich ein reiches inneres Leben der Dinge. Im zweiten Stück, Spiel der Wellen, findet der Meister noch faszinierendere Töne; und auch Was Wind und Meer sich erzählen ist wohl aufmerksamen Lauschens wert, genußreich für denjenigen, der den Schlüssel für dieser Kunst gefunden hat und nicht von ihr beansprucht, was sie, ihrem Wesen nach, nicht zu geben vermag.

Ein neuer Name im Berliner Konzertsaal ist Walter Niemann. Seine Stücke für Streichorchester, Frühlingsstimmung und Feierlicher Tempelreigen, nach Gedichten des Anakreon, sind wohlklingend, gut gesetzt, aber zu gutbürgerlich im Charakter, um mit zwingender Wirkung zu antikisieren. Eine Orchesterrhapsodie James Simons (Opus 19), die in Berlin gegeben wurde, ist zu weitschweifig geraten, so daß ihre zahlreichen fesselnden Einzelheiten sich nicht zu einem wirkungsvollen Ganzen zusammenschließen.

Lieder

Blau - Weiß - Liederbuch
betitelt sich eine von
Leo Kopf herausgegebene
Sammlung von jüdischen Wan-
derliedern /Berlin, Jüdischer Ver-
lag/. Ein solches Büchlein ist beach-
tenswert nicht nur seines musikalischen
Wertes wegen sondern auch als ein Zei-
chen der Zeit. Daß es nach 2 Monaten
schon in einer stark vermehrten 2. Auf-
lage erscheinen kann, bezeugt die Tat-
sache, daß unter der heutigen jüdischen
Jugend in Deutschland ein starker Zug
nationalen Selbstbewußtseins erwacht
ist. Die Lieder sind zum Teil gute alte
Bekannte aus deutschen Studentenlied-
erbüchern, zum Teil hebräische und
jiddische Lieder aus Rußland und Pol-
en. Gerade die letztgenannten Melo-
dienen geben dem Büchlein auch für
deutsche Benutzer einen Wert, indem
sie in die Sangesweise der musikalisch
stark begabten östlichen Juden hinein-
leuchten. Der Bearbeiter hat den Lie-
dern eine sorgsame einfache Harmonisie-
rung beigegeben, die wohl der Raumer-
sparsnis wegen mit Ziffern- und Buch-
stabenbezeichnung an Stelle der Noten
arbeitet, dafür aber für Laien schwerer
verständlich erscheint.
Als Liederkomponist trat Bernhard
Blau in einem Berliner Konzert auf
den Plan. Ein literarisch gebildeter
Kopf, aber kaum besonders reich an
Erfindungs- und Gestaltungskraft; zu-
dem fehlt es vorerst noch an technischer
Durchbildung des Tonsatzes.
Noch unfertig, aber begabt ist Bruno
Stürmer. Waren seine instrumentalen
Kammermusikwerke unreif in der Ge-
staltung, so ließen seine balladenartigen
Gesänge ein kräftiges Talent erkennen.

Totenliste

46 Jahre alt, ist Alexander
Heinemann am
16. Oktober in Berlin ge-
storben. Obschon seit Jahren schwer
krank, hat er gerade in diesen letzten
Jahren den Höhepunkt seiner künstle-
rischen Leistungsfähigkeit erreicht. Sein
klangreicher, metallischer, fein durchge-
bildeter Bariton gehörte zu den schön-
sten Stimmen, die man in unserer Zeit
im Konzertsaal hören konnte. Die ganze
Art seiner musikalischen Veranlagung
und sein lebhaftes, starkes Temperament
verwiesen ihn auf die Ballade, ein Son-
dergebiet, das er mit immer steigendem
Erfolg anbaute. Er war in Berlin ge-
boren und hat auch seinen Aufstieg aus
kleinsten Anfängen in Berlin gemacht.
Seine starken Erfolge allenthalben in

Deutschland wie auch im Ausland ha-
ben ihm auch eine große Anzahl von
Schülern zugeführt, denen er aus der
Fülle seiner praktischen Erfahrung als
Lieder- und Oratoriensänger wertvolle
Unterweisung erteilte.

In Paris starb im Oktober im patriarcha-
lischen Alter von 86 Jahren Charles
Lecocq. Wem schon er seit Jahrzehnten
als Komponist kaum mehr die Öffent-
lichkeit beschäftigt hat, sind seine
aus den siebziger Jahren stammenden
Operetten Giroflé-Girofla und La fille
de Madame Angot doch auch noch der
gegenwärtigen Generation lieb und be-
kannt. Man darf sie zu dem Feinsten
und Liebenswertigsten rechnen, was in
der Gattung der Operette überhaupt ge-
schrieben worden ist, und sie in eine
Reihe mit den Meisterstücken des Gen-
res von Johann Strauß, Suppé, Mil-
loecker stellen. Gleich Rossini war Le-
cocq ein hervorragender Kenner, Lieb-
haber und Praktiker der feinsten Koch-
kunst, und sein hinterlassenes Kochbuch
wird den Gastronomen eine ebenso köst-
liche Erbschaft sein wie seine Partituren
den Freunden heiterer Tonkunst. Auch
als Wagnerhasser tat sich der originelle
Meister hervor.

Mit Hubert Parry, der im Ok-
tober, 70 Jahr alt, in London starb, hat
die englische Musik einen ihrer hervor-
ragendsten Vertreter verloren. Parry
gehörte mit Stanford und Mackenzie
zu den geschätztesten Komponisten Eng-
lands. Er stammte aus London, machte
seine Studien in London, Oxford und in
Stuttgart unter Elvey und Pierson. Am
Londoner Royal College of Music rückte
er vom Lehrer zum Direktor auf. Der
Schwerpunkt seines musikalischen Schaf-
fens liegt in seinen großen Chorwerken.
Merkwürdigerweise sind diese Chor-
werke Parrys (neben denen von Stan-
ford, Mackenzie, Elgar) in Deutschland
kaum bekannt geworden, obschon ge-
rade in dieser Gattung der wertvollste
Beitrag vorliegt, den England zum
Schatz der Musik in neueren Zeiten
überhaupt geliefert hat. Parrys Orato-
rien Judith, Hiob, Saul sind voll groß-
artiger Musik. Auch als Theoretiker und
Schriftsteller hat Parry sich hervorgetan.
In der großen Oxford History of Music
schrieb er den 3. Band, der das 17.
Jahrhundert behandelt.

Kurze Chronik Auf einem Papyrus sind
2 altgriechische Ge-
sänge, mit griechischen
Noten, aufgefunden worden. Albert

Thierfelder hat sie rekonstruiert; sie werden demnächst, nebst wissenschaftlicher Erläuterung, bei Breitkopf & Härtel erscheinen. ◊ Mit einer geistvollen melodramatischen Musik zu Andersens Märchen Die Nachtigall hat sich Anton Winternitz in Berlin sehr glücklich eingeführt. Das Märchenhafte wie auch das Orientalische versteht er in charakteristische Klänge zu fassen und für die im allgemeinen übel beleumdete Gattung Melodram mit Grazie zu werben. ◊ Zur Errichtung eines Regenerarchivs wurde der Direktor der Glogauer Singakademie Rudolf Volkmann nach Jena berufen. ◊ Der Musikpädagoge R. M. Breithaupt, der Verfasser der vielbenutzten Natürlichen Klaviertechnik und der Grundlagen der Klaviertechnik, wurde als Nachfolger Martin Krauses an das Sternsche Konservatorium in Berlin berufen.

Literatur

Ein Buch von G. Dibern liegt vor, betitelt Grundzüge der Gesangslehre /Leipzig, Breitkopf & Härtel/. Sein Zweck ist zur Unterstützung des Unterrichts dem Gesangsnovizen ein leicht verständliches Lehrbuch in die Hand zu geben, ferner jeden für Gesang sich interessierenden Leser einen Überblick über das gesamte Gebiet der Gesangslehre gewinnen zu lassen. Diesen Zweck erfüllt es in anerkennenswerter Weise. Der Stoff wird klar entwickelt, das Hauptgewicht wird auf die allgemein anerkannten Tatsachen gelegt, und so ein fester Boden geschaffen, von dem aus vorsichtige Vorstöße in das Getriebe der Theorien und Methoden gewagt werden, die gerade in der Gesangslehre üppig wuchern. Dies nicht, um zu den vielen bestehenden Methoden noch eine neue hinzuzufügen, sondern um die gesunden Grundgedanken der wichtigsten Methoden herauszuarbeiten. So wird der Inhalt dieser 10 Kapitel den Gesangsbeflissenen, wie auch Musikern schlechthin, manche wertvolle Kenntnis vermitteln können. Weniger einverstanden bin ich mit dem 2. Teil des Buches, einer allgemeinen Musiklehre, die sich in 13 Kapiteln über die verschiedenartigsten musikalischen Dinge, Harmonielehre, Form, Instrumente, Musikgeschichte, Akustik, Metrik, Rhythmik usw., ausläßt, dabei aber notwendig oberflächlich bleiben muß und keinerlei Ersatz für die eigentlichen fachwissenschaftlichen Werke leisten kann. Also erscheint mir dieser Teil als überflüssig, und ich hätte an seiner Stelle lieber

eine noch breitere Behandlung des Gesangsproblems gesehen. ◊ In 2. Auflage erschien in der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt /Leipzig, Teubner/ Edgar Istels Studie Das Kunstwerk Richard Wagners. Das kleine Buch gehört zu den besten seiner Art, durch die Sachlichkeit seiner Darlegungen, die Einsicht der Behandlung, die anregende Form seiner Mitteilungen. Es handelt sich nicht so sehr um eine Lebensgeschichte Wagners als vielmehr um die Betrachtung des Wagnerschen Kunstwerks, den dramatischen Aufbau, die musikalische Fassung, stilkritische und ästhetische Bemerkungen. Was hier in aller Schlichtheit vorgebracht wird, dürfte nicht nur für Neulinge in Wagner seinen Wert haben sondern auch den Kennern noch manches zu denken geben.

KULTUR

Landwirtschaft / Konrad Adelman

Düngereinfuhr Auf allen Seiten begegnet man heute dem Hinweis auf die gefährliche Lage, in die die deutsche Landwirtschaft durch das Abschneiden der Zufuhren vom Ausland gekommen ist, von dem sie die mineralischen Düngstoffe beziehen muß. Von Leuten freihändlerischer Richtung wird mit befriedigtem Triumphgefühl doch recht behalten zu haben diese Tatsache vermerkt. Es ist nun unbestritten, daß der Rückgang unserer Erträge wesentlich auf das Fehlen von Düngemitteln zurückzuführen ist. Trotzdem besteht die Abhängigkeit vom Ausland hier nicht in der allgemeinen gefahrdrohenden Weise wie vielfach angenommen wird. Es mag hier eine Übersicht unserer Mehreinfuhr an künstlichen Düngemitteln Platz finden:

Düngemittel	Mehreinfuhr			
	1901 bis 1905 1000 Tonnen	1905 Millio- nen Mark	1912 1000 Tonnen	1912 Millio- nen Mark
Stickstoffhaltige Stoffe	571	102	838	149
Chilusalpeter	485	89	786	145
Schwefelsaures Ammoniak	29	6,8	- 34	- 7,9
Guano	58	5,9	40	4,1
Tierischer Dünger	-0,44	-0,001	46	6,7
Phosphate	375	19	405	16
Natürlicher Kalk	447	21	896	45
Knochenmehl	15	1,4	8	1
Thomasmehl	-88	-2,7	-890	-13
Superphosphat	-6,41	-0,31	-209	-16
Aus dieser Zusammenstellung erhellt				

ohne weiteres, daß der gefährlichste Posten unserer Düngereinfuhr jener von Stickstoff war. Kali führen wir selbst in großen Mengen aus, die Phosphorsäure wird ja weit über die Hälfte des Einfuhrbetrags wieder ausgeführt. Der Gesamtwert der Phosphorsäuremehreinfuhr bleibt mit zirka 16 Millionen Mark weit hinter dem für Stickstoff mit 149 Millionen Mark zurück.

Um die Lage beurteilen zu können, genügt es aber nicht zu wissen, wieviel wir vor dem Krieg an Düngestoffen eingeführt haben, die uns heute nun fehlen. Dazu muß man unbedingt auch die Rolle kennen, die die einzelnen Nährstoffe im Pflanzenleben und im Nährstoffhaushalt des Bodens spielen. Der Lehrsatz der Pflanzenproduktionslehre, daß das Pflanzenwachstum jeweils von dem Faktor bestimmt wird, der im Minimum vorhanden ist, in unserm Fall also von dem betreffenden Nährstoff, gilt nicht mit völliger Absolutheit. Es ist bekannt, daß in den Pflanzen wechselnde Mengen gewisser mineralischer Nährstoffe gefunden werden, je nach den besonderen Wachstumsbedingungen. Bei den meisten ist es so, daß die Pflanze ein gewisses Anpassungsvermögen an wechselnde Mengen besitzt. Neuerdings hat Ahr / Weihenstephan / wieder durch Versuche festgestellt, daß der Kaligehalt des Strohens von 1,15 % bis 5,09 %, der Phosphorsäuregehalt von 0,14 bis 1,84 % der Trockensubstanz schwankte. Wir haben es hier in den Extremen mit Hunger- respektive Luxuskonsum zu tun. Das bedeutet, daß die Bildung organischer Substanz nicht so absolut an ein bestimmtes Quantum und Verhältnis dieser Stoffe gebunden ist, wenn dies auch für das Optimum des Wachstums in gewissen Grenzen nötig ist. Aber im ganzen ist doch hier Anpassung, zum Teil auch Vertretung durch andere Mineralstoffe, möglich. Nicht so beim Stickstoff. Er bestimmt ähnlich wie das Wasser das Pflanzenwachstum absolut, ohne Dehnungsmöglichkeit. Sobald er nicht in zureichender Menge (aufnehmbar) vorhanden ist, hört das Pflanzenwachstum auf. Das bedingt wirtschaftlich eine gewisse Rangordnung der Nährstoffe, bei der der Stickstoff oben steht. Er ist landwirtschaftlich gesprochen der Wecker des Lebens. Darum muß sein Mangel ganz besonders einschneidend wirken. Und der Rückgang unserer Ernten ist denn auch, soweit seine Ursachen auf dem Gebiet der Düngung liegen, vor allem durch den Mangel an Stickstoff bedingt. Uns

fehlen nicht nur die Mengen von Stickstoff, die wir vor dem Krieg direkt in Form von Stickstoffdünger eingeführt haben, sondern dazu noch der Stickstoff der eingeführten Futtermittel, der ja etwa zu sechs Siebenteln in den Mist und die Jauche übergeht; ganz abgesehen von der Störung des Nährstoffgleichgewichts der Wirtschaft, die durch die große Ausfuhr von Pflanzenprodukten aus den Höfen bewirkt wird.

Viel weniger Einfluß hatte in dieser Hinsicht das Fehlen eines Teils der Phosphorsäure, wie zum Teil schon aus dem oben Gesagten zu schließen ist. Außerdem hat die deutsche Landwirtschaft zu einem nicht unerheblichen Teil Phosphorsäurevorratswirtschaft durch Anreicherung des Bodens mit diesem Nährstoff getrieben. Ähnliches ist mit Stickstoff fast unmöglich. Nun sind wir, was den Stickstoff betrifft, durch die Gewinnung des Luftstickstoffs ja ziemlich selbständig geworden. Diese Unabhängigkeit konnte bisher nur noch nicht wirksam werden, weil der größte Teil der Produktion der großen Stickstoffwerke für Munitionsherstellung benötigt wurde.

Während des Kriegszustands müssen wir uns also wohl oder übel in der bisherigen Weise behelfen, da die Luftstickstofffrage heute in erster Linie eine Arbeiterfrage ist, die momentan nicht gelöst werden kann. Aber wir haben die Gewähr, daß wir sofort nach Friedensschluß gewaltige Stickstoffmengen für die Landwirtschaft frei bekommen, die unsere gesunkenen Ernteerträge rasch wieder heben werden. Daran könnte auch ein länger andauernder Mangel an Phosphorsäure nichts ändern. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß Phosphorsäuredüngung nicht wichtig sei, sondern nur, daß wir sie im Notstand allenfalls einige Zeit geringer machen können, ohne so große Gefahr für die Ernte zu laufen wie bei Stickstoffmangel. Das muß natürlich später nachgeholt werden.

Preispolitik und Produktivität Die Reichsstelle für Obst und Gemüse verfolgt eine Preispolitik, die in gewissem Sinn echte deutsche Bürokratenarbeit ist, kennzeichnend für das ganze System unserer Kriegswirtschaft. Man hat mit Preisen für Frühgemüse begonnen, die auch, wenn sie als ein durch unsere Ernährungslage gebotener Anreiz der Produktion dienen sollen, noch reichlich hoch sind. Im Sommer begannen plötzlich die Abschläge, und diese erfolgten dann, als man die Höchstpreise

für Herbstgemüse festsetzte, mit einem förmlichen Sturz. Das Niveau der Herbstgemüsepreise war und ist so niedrig, daß bei einigen Gemüsesorten, besonders Weißkohl, die Rentabilität stark in Frage gestellt wurde. Aber auch bei den anderen Gemüsesorten muß diese Art der Preisfestsetzung dazu führen, daß jedes kontinuierliche Wirtschaften aufhört, daß man, statt Gemüse für den Winter aufzuheben, versucht im Sommer alles zu den hohen Preisen loszuschlagen, und daß, wenn dies verhindert wird, die Produktion unsicher und unruhig und von Mißtrauen in die Vernunft der behördlichen Anordnungen erfüllt wird. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Entscheidungen von Rücksichten auf augenblickliche Stimmungen und ähnliches mehr abhängig sind, wenn man nicht von vornherein Kopflosigkeit annehmen will. Auf eine solche deutet allerdings die anders nicht erklärbare Erscheinung, daß die Höchstpreise für die einzelnen Gemüsesorten nicht etwa entsprechend den Produktionskosten und Ertragsverhältnissen sondern ganz willkürlich festgesetzt erscheinen. Ich greife einige besonders gravierende Fälle heraus. Die Erzeugerpreise bei Frühgemüse betragen für den Zentner bei Frühweißkraut 13,50 Mark, Frühwirsing 16,50 Mark, Frühblaukraut 18,50 Mark, Zwiebeln mit (ohne) Kraut 13,50 (21,50) Mark, Kohlrabi 20,50 Mark. Nun sollte doch nicht so ganz unbekannt sein, daß gerade die Pflanze mit dem höchsten Preis die Eigenschaft hat in sehr kurzer Zeit, etwa 6 bis 8 Wochen, nach der Pflanzung außerordentlich hohe Erträge an Gewicht zu liefern, jedenfalls bedeutend höhere, zum Teil doppelt bis dreifach so hohe wie die angeführten anderen Pflanzen. Ähnlich sind die Verhältnisse bei den Höchstpreisen für Herbstgemüse. Um hier nur eins herauszunehmen: Für rote Rüben (Salatrüben) wurde ein Erzeugerhöchstpreis von 7 Mark für den Zentner festgesetzt, während zum Beispiel derjenige für Weißkraut nur 3,75 Mark für den Zentner beträgt. Nun gibt aber die Salatrübe derartige Massenerträge, daß wohl kaum eine andere Gemüsepflanze dagegen aufkommen kann. Würde in der Landwirtschaft kapitalistischer und weniger traditionell gewirtschaftet, dann müßten diese unsinnigen Preisrelationen zu unheilvollen Anbauverschiebungen führen. Ich erinnere nur an einen ähnlichen, jetzt ja glücklich abgestellten Fall: die Höherstellung der Futterge-

treidepreise gegenüber denen für Brotgetreide. Man kann ruhig sagen, daß, wenn unsere landwirtschaftliche Erzeugung noch leidlich funktioniert und in sicheren Bahnen verläuft, dies nicht wegen sondern trotz unserer staatlichen Regelung und Führung geschieht, lediglich durch das Wirken des Pflichtgefühls der Mehrzahl der deutschen Landwirte, unterstützt durch das Trägheitsmoment.

Es muß aber verlangt werden, daß für das künftige Jahr, soweit dies die besonders schweren Verhältnisse der jetzigen Versorgungslage mit ihren kurzfristigen Ansprüchen irgend zulassen, die Preisfestsetzungen im Einvernehmen mit den Vertretern der Landwirtschaft erfolgen, wobei auf eine vernünftige Relation der Preise, die den gegebenen Verhältnissen Rechnung trägt, gebührend Gewicht zu legen ist. Ich möchte dafür auf die Ausführungen der Professoren der landwirtschaftlichen Betriebslehre Friedrich Aereboe und Hermann Warmbold im 6. Heft der Beiträge zur Kriegswirtschaft: Preisverhältnisse landwirtschaftlicher Erzeugnisse im Kriege / Berlin, Hobbing/ hinweisen, in denen einige maßgebliche theoretische Gesichtspunkte über diese Frage niedergelegt sind. Für die praktische Ausgestaltung werden die beigezogenen Landwirte das entsprechende Material anzugeben und die daraus folgenden Richtlinien zu zeigen imstande sein. Allerdings müßte auch da verlangt werden, daß hierzu nicht nur Wissenschaftler, allenfalls noch Großgrundbesitzer beigezogen werden, sondern auch mehr Vertreter des Klein- und Mittelbesitzes. Bei der diesjährigen Regelung waren die nicht unbedächtlichen bayerischen Gemüsebaubezirke durch Landwirtschaftslehrer vertreten. Es wußte in den beteiligten Kreisen aber niemand, wer sie vertritt, nicht einmal, daß sie überhaupt vertreten sind. Das muß anders werden. Die Bauernschaft muß die Möglichkeit haben hier mitzuwirken, und es ist zu hoffen, daß die neuen Vertretungskörperschaften hierfür die Unterlagen schaffen.

Nun hat sich aber bei der diesjährigen Gemüsepreispolitik noch etwas gezeigt, an dem man nicht ohne Protest vorbeigehen kann: daß die offiziell festgesetzten Höchstpreise für die Erzeuger in gar keinem Verhältnis zu den Preisen stehen, die die Konsumenten für ihr Gemüse bezahlen müssen. Wenn bei einem Erzeugerpreis für Weißkraut von 4,75 Mark für den Zentner der Konsument der

städtischen Verkaufsstelle schon 12 und 13 Pfennig, dem Händler noch mehr für das Pfund bezahlen muß (bei anderen Gemüsesorten ist es ähnlich), so ist hier doch etwas nicht in Ordnung. Die Verteilung kann schließlich nicht um so viel kostspieliger sein als die Erzeugung. Wenn schon, dann ist man verpflichtet diese Dinge öffentlich klarzulegen, denn bei dem üblichen Zustand der öffentlichen Meinung in Deutschland werden die hohen Gemüsepreise ohne weiteres auf das Konto Landwirt alias *Agrarier* verbucht. Und das geht in diesem Fall denn doch nicht an. Nun wurde mir kürzlich, als ich auf einer Versammlung diese Dinge zur Sprache brachte, von einem Genossen, der in einem Kommunalverband arbeitet, entgegengehalten, daß sie oft zu wesentlich höheren Preisen einkaufen und darum die Möglichkeit des Preisausgleichs haben müßten. Er nannte mir Preise, die den derzeitig geltenden Höchstpreis um über das Doppelte überschreiten. Liegen die Dinge so (und daran scheint kein Zweifel zu sein), so muß man sich doch fragen, ob nicht ein höheres Niveau der Preise angebracht sei, dessen Einhaltung dann mit allen Mitteln zu erzwingen wäre. Denn jetzt ist es doch so, daß derjenige, der Staat und Allgemeinheit loyal unterstützt, indem er zu den festgesetzten Preisen verkauft, dafür stark benachteiligt wird. Sein Nachbar bekommt von den selben amtlichen Stellen höhere Preise. Daß auf diese Weise Pflichtgefühl und Verantwortlichkeit, das Vertrauen in den Staat in nicht wieder gutzumachender Weise untergraben wird, ist klar. Dies scheint in der Tat eines der Hauptergebnisse unserer öffentlichen Bewirtschaftung des Gemüses zu sein. Ob es so sein mußte, erscheint mir zum wenigsten fraglich.

Ernährungssicherung

Der Bearbeiter dieser Rundschau hat, in seiner Eigenschaft als Landwirt und als Mitglied des Vollzugsausschusses des Arbeiter- und Bauernrats im Bezirk Fürth, dem bayrischen Ministerium des Innern in einer Denkschrift Vorschläge zur Sicherung unserer Ernährung bis zur neuen Ernte gemacht. Sie seien hier wiedergegeben, da die Frage unserer Ernährung natürlich das brennendste Problem unserer nächsten Zukunft ist, und da sie gleichzeitig mit den allgemeinen Problemen der landwirtschaftlichen Produktion, mit denen sich diese Rundschau befaßt, aufs engste zusammenhängt.

Unsere Lage gebietet zweierlei: 1. daß man sich sofort klarmacht, was wir haben, und was wir demgemäß pro Kopf und Tag verteilen dürfen, wenn wir bis zur neuen Ernte reichen wollen; 2. daß die landwirtschaftliche Produktion so geleitet und beeinflußt wird, daß wir 1919 möglichst bald Ackererzeugnisse zur Verfügung haben. Die Möglichkeit dazu bietet der Gemüsebau. Wir haben viele Gemüsepflanzen, die große Nährstoffmengen bei einer sehr kurzen Vegetationsdauer liefern (zum Teil nur 6 bis 8 Wochen). So kann früh gesäter Spinat schon im April und Mai geerntet werden, Kohlrüben, gelbe Rüben und gelbe Kohlrüben im Juni und Juli.

Es muß erreicht werden, daß ein Teil der Sommergetreide- und Hackfruchtfläche mit solchen schnell wachsenden Gemüsen bestellt, und daß deren rechtzeitige Lieferung gesichert wird. Dazu ist notwendig: a) frühzeitige Aufklärung über unsere Lage und entsprechende Einstellung der landwirtschaftlichen Produktion, b) richtige Preispolitik für Frühgemüse, c) Abschluß von Lieferungsverträgen, die frühe Lieferung gewährleisten müssen, d) Bereitstellung von Saatgut, Düngemitteln, besonders Stickstoffdünger, Arbeitskräften (eventuell Barackenbauten zur Unterbringung dieser).

Als weitere Gesichtspunkte sind zu beachten: starke Heranziehung der Landwirte zur Vorbereitung, möglichste Bevorzugung der Gebiete, aus denen Achsentransport möglich ist, um die Bahn zu entlasten. Und als wesentlichster: Die Sache muß frühzeitig in Angriff genommen werden; denn alle die angeführten Vorbereitungen erfordern viel Zeit für ihre Durchführung und müssen, wenn ein voller Erfolg erzielt werden soll, Ende Februar abgeschlossen sein.

Totenliste

Am 15. Oktober starb im Alter von 67 Jahren der Professor der Landwirtschaftlichen Abteilung der Technischen Hochschule in München K. Kraus an den Folgen der Grippe. Er hat auf seinem Gebiet, dem Acker- und Pflanzenbau, Bedeutendes geleistet. Seine Forschungen galten vor allem der Agrikulturphysik und der Züchtungskunde. Die bayrische und weiterhin die deutsche Landwirtschaft verlieren in ihm einen ihrer hervorragendsten theoretischen Führer.

Am 4. November starb in Berlin der Präsident des Deutschen Landwirtschafts-

rats Hans Graf von Schwerin-Löwitz. Er war außerdem Vorsitzender des Preußischen Landesökonomiekollegiums und der Landwirtschaftskammer für die Provinz Pommern. Eine Zeitlang war er auch Präsident des Reichstags. Er war einer der markantesten Köpfe der deutschen und besonders der preußischen Landwirtschaft. Ob schon er innerpolitisch zur Rechten zählte, hatte er doch für viele Dinge, so die Bedeutung der innern Kolonisation, einen offenen Blick, und er hat sich um die organisatorische Förderung des technischen und wirtschaftlichen Fortschritts der deutschen Landwirtschaft bedeutende Verdienste erworben.

Kriegspublikationen

Der frühere Präsident des Kriegsernährungsamts Adolf von Batocki hat eine Sammlung Beiträge zur Kriegswirtschaft begründet, die von der Volkswirtschaftlichen Abteilung des genannten Amtes herausgegeben wird /Berlin, Hobbing/. Er sagt in der Einführung, es sei nicht Aufgabe dieser Hefte während des Krieges in den Streit über die Frage einzugreifen, ob das System unserer Kriegswirtschaft richtig sei oder nicht; vielmehr sollen »in streng objektiver, wissenschaftlicher, aber doch auch für den gebildeten Laien, den Beamten, den Parlamentarier, den Journalisten leicht verständlicher Form nach einander die wichtigsten Gegenstände unserer Kriegswirtschaft besprochen werden«. Die Sammlung erfüllt ihren Zweck aufzuklären und Informationen zu geben recht gut. Sie bietet in erster Linie Tatsächliches, ohne jede Wertung. Bisher sind etwa 40 Hefte erschienen.

In der Sammlung Der deutsche Krieg /Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt/ erschien ein Heft Mit Schwert und Pflug von Kurt von Rümker, in dem eine kurze Darstellung der landwirtschaftlichen Verhältnisse und Produktion Deutschlands und ihrer Möglichkeiten gegeben wird. Eine recht gute Übersicht über Volksernährung mit viel Zahlenmaterial gibt V. Oechsner (Kriegszeitgemäße Tagesfragen über Volksernährung /Zülpich, Massing/).

Warum die Schrift des schwedischen Landwirts Sigurd Svensson Viehlose Landwirtschaft ins Deutsche übersetzt wurde /Dresden, Globus/, ist nicht recht verständlich. Daß viehlose Landwirtschaft technisch möglich ist, weiß man in Deutschland seit Schulz-Lupitz und anderen. Wenn sie trotzdem nicht

mehr Boden gewinnen konnte, so liegt das sicher nicht daran, daß es an der nötigen Aufklärung fehlte, sondern daß sich die Viehwirtschaft, die gerade seit Schulz-Lupitz einen so erstaunlichen Aufschwung nahm, doch wohl besser rentierte als Svensson und seine Gewährsmänner annehmen. Wenn der Verfasser uns zum Schluß die japanische und chinesische Landwirtschaft mit ihrer raffinierten Arbeitsintensität als Beispiel vorhält (ähnlich wie es die *ästhetische* Siedelungsbewegung der Freideutschen Jugend tut), so verkennt er völlig unsere Situation nach dem Krieg, die gebieterrisch heischen wird: Arbeit sparen.

Leberecht Migge macht in seinem Buch Jedermann Selbstversorger /Jena, Diederichs/ aus der an sich praktischen und naheliegenden Frage des Kleingartenbaus besonders der städtischen Bevölkerung ein kulturelles, um nicht zu sagen: religiöses Problem. Wir sollten uns abgewöhnen diese Dinge mit Pathos zu behandeln; ruhige Sachlichkeit ist hier angebrachter und vermag auf die Dauer mehr. Der Anbau eines Gartens und die Düngung mit Mist und Kompost sind nicht Weltanschauungsfragen.

Im Verlag der Landbuchhandlung in Berlin kam eine kleine Schrift Die deutschen Bauern in Südrußland von E. Schmidt /Frankfurt an der Oder/ heraus, die in sehr anschaulicher Weise die wirtschaftsexpansive Leistung der deutschen Kolonisten in Südrußland darstellt. Wir wissen gerade von diesem Zweig des Deutschtums sehr wenig, und doch verdient er es bei uns bekannt zu werden, denn er ist von einer außerordentlichen Kraft und in seinen Zukunftsmöglichkeiten den Balten weit überlegen. Aus knapp 50 000 Auswanderern um die Wende des 18. Jahrhunderts ist eine Gruppe von etwa $\frac{1}{2}$ Millionen Menschen geworden, die noch dazu erhebliche Kräfte nach Nordamerika und Canada abgegeben hat. Und diese halbe Million baut heute etwa 4 bis 5 Millionen Hektar Eigentumsland. Interessant ist, daß bei allem Wagemut des einzelnen eine starke gemeinwirtschaftliche Basis, etwa an die Allmende, nur in tätigerer, aktiverer Form, erinnernd, sich herausgebildet hat. Dies ist an sich begreiflich, da dieser Volkssplitter wirtschaftlich und kulturell auf sich selbst gestellt war. Bemerken möchte ich noch, daß wir es hier nicht mit einer Kleinbauernwirtschaft zu tun haben sondern mit Herrenbauern, die große Flächen und weite Verhältnisse gewohnt sind, weshalb ihre

Rücksiedelung, im Gegensatz etwa zu den Wolgadeutschen, nur sehr wenig Aussicht auf Erfolg haben dürfte.

Kurze Chronik Der Kriegsausschuß der deutschen Landwirtschaft hat sich in einem Aufruf an die landwirtschaftlichen Körperschaften Deutschlands auf den Boden der neuen Lage gestellt und fordert zur Mitarbeit und Aufrechterhaltung der Ordnung auf (siehe den Artikel Schipfels Politische Umwälzung, Industrie und Landwirtschaft, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 1049).
 ◊ Im Verlauf der Revolution wurden die Genossen Otto Braun und Adolf Hofer zur Leitung des preußischen Landwirtschaftsministeriums berufen. Wir hoffen, daß sie die theoretischen Gegensätze nicht an fruchtbarer Arbeit hindern, die gerade von diesem Ressort heute in außerordentlichem Maß verlangt werden muß. ◊ Die Landwirtschaftskammer für die Provinz Posen verlangt in ihrer Tagung vom 2. und 3. August 1918 die Ausdehnung des Moorschutzgesetzes für die Provinz Hannover vom 4. März 1914 auf die Provinz Posen, da durch die Kriegsverhältnisse weite Moorflächen durch Austorfung für landwirtschaftliche Zwecke unbrauchbar zu werden drohen. ◊ Der Präsident des Bayerischen Landwirtschaftsrats Freiherr von Letto ist infolge der Revolution zurückgetreten. Seine Arbeit war vorzugsweise dieser Körperschaft gewidmet, der er lange Jahre angehörte. Um die bayrische Landwirtschaft hat er sich unbestreitbare Verdienste erworben.

Literatur

In einer fleißigen Arbeit Landwirtschaft und Industrie / Hannover, Schaper/ sucht Franz Christoph zu zeigen, daß die Wechselbeziehungen von Industrie und Landwirtschaft so eng seien, daß ihr natürliches Verhältnis nicht wie bisher leider nur allzu häufig das Gegen-, sondern das Miteinander sei. Besonders interessant und wertvoll sind seine Aufstellungen über die Industrien, die für die Landwirtschaft arbeiten, wie Maschinen-, Dünger- und Futtermittelindustrie. Seine Zahlenangaben geben einen recht guten Überblick über die Bedeutung des innern Marktes; sie ließen sich vielleicht noch dadurch vervollständigen, daß die hinter diesen Industrien stehenden Volksgruppen festgestellt würden, um immer wieder von neuem ins

Bewußtsein zu rücken, wie bedeutungsvoll der Wirtschaftsgrundblock Landwirtschaft für unsere Volkswirtschaft ist, und um zu zeigen, daß wirtschaftspolitisch die Gruppe Landwirtschaftliche Bevölkerung mit der statistisch ermittelten Zahl nicht erschöpfend dargestellt ist sondern diese in Wirklichkeit wesentlich übersteigt. Die selben Momente gelten natürlich in erhöhtem Maß für die landwirtschaftliche Veredelungsindustrie.

Verkehr / Felix Liske

Rheinland-Schnellbahnprojekte Die staatlichen Eisenbahnen in Preußen sind wohl im allgemeinen stark entwickelt; für die besonderen Ansprüche aber, die zum Beispiel im rheinisch-westfälischen Industriegebiet an sie gestellt werden, sind sie völlig unzureichend. Dort entstanden deshalb schon mehrere elektrische Städtebahnen, die den Verkehr zwischen verkehrsreichen Gemeinden mit Erfolg aufgenommen haben und gern und viel benutzt werden. Da die Eisenbahnverwaltung aber neue Verkehrsgelegenheiten nicht schuf und sich bei allen Plänen immer nur von dem kleinsten Gesichtspunkt der Konkurrenz gegen die Staatsbahnen leiten ließ, mußten sich die Unzuträglichkeiten mehr und mehr steigern. Schon lange vor dem Krieg propagierten Vereine, Verbände und Städte verschiedene Pläne, nach denen bis 1914 wertvolle Bahnlagen hätten fertiggestellt werden können; die Eisenbahnverwaltung durchkreuzte sie, und nun leidet das Reich selbst schwer unter den Schwierigkeiten. Eins dieser alten Projekte sah eine direkte Verbindung zwischen Dortmund und Köln vor, die die großen Industriestädte Bochum, Essen, Mülheim, Duisburg und Düsseldorf berühren sollte. Zwar erkannte der Eisenbahnminister die »hervorragende Wichtigkeit« dieser Verbindungen an, er bestritt aber das »Verkehrsbedürfnis«. Das alte Schema sollte nicht durchbrochen werden. So verwarf man die Anregungen aus sachverständigen Kreisen, deren Durchführung auch der Militärverwaltung sehr zustatten gekommen wäre. Vor dem endgültigen Friedensschluß dürfte ja nun eine Änderung ausgeschlossen sein. Doch ist es höchste Zeit die Pläne für die Zukunft schon jetzt festzulegen. Nicht mehr lange wird die technische Möglichkeit zum Bau einer Städtebahn bestehen, da die Bodenbebauung zu dicht wird, um einer Bahn noch Raum zu lassen. Dann treten auch

dort die gleichen Kalamitäten ein wie in den Großstädten, wo man vielfach nur noch unter der Erdoberfläche Trassen bauen kann, weil die Straßenführungen nicht einmal mehr Hochbahnen zulassen. Nach den traurigen Erfahrungen bei Stadtschnellbahnen sollte man diesen Zustand doch nicht erst abwarten. Kürzlich hat die Stadt Düsseldorf sich wieder mit der Städtebahnfrage befaßt und deren Behandlung einem besonders großen Ausschuß übertragen. Geplant sind die Linien Düsseldorf-Köln, Düsseldorf-Dortmund und Düsseldorf-Elberfeld. Die Kreise und Städte in der Umgegend unterstützen diese Pläne. Es wird sogar gefordert, daß sich der Staat an der Aufbringung der Kosten wesentlich beteiligt. Mit abschlägigen Ministerialbescheiden wird man die Pläne nicht mehr zur Ruhe bringen können. Wehrt sich die Eisenbahnverwaltung gegen Projekte von nichtstaatlicher Seite, so mag sie mit eigenen Plänen herausrücken.

Kap-Kongo-Bahn Von der Kap-Kairo-Bahn ist nun die Strecke zwischen Kapstadt und Bukama am schiffbaren Kongo fertiggestellt. Nachdem der südliche Teil dieser Bahn Ende 1897 Bulawayo erreicht hatte, sollte sie nach dem Süden des Tanganjikasees weitergeführt werden, um dann westlich der großen Binnenseen nordwärts zum Sudan zu gelangen und hier Anschluß an das von Ägypten kommende Nordstück der Bahn zu erhalten. Die Bahnverbindung nach dem Tanganjikasee ist im Bau, aber, soweit bekannt ist, noch nicht vollendet. Im übrigen ist der Bahnbau nach Norden zu vorläufig nicht weiter gediehen, dagegen von Bulawayo nach Westen schon seit einigen Jahren kräftig gefördert worden. Dabei war zuerst der Gedanke maßgebend die neu entdeckten Kohlenfelder von Wankie an das Eisenbahnnetz anzugliedern. Dann führte der Plan die Victoriafälle des Sambesi, die größten Wasserfälle der Welt, dem Weltreiseverkehr zu öffnen, zu einer weitem Verlängerung der Bahn nach Westen; dazu kam noch der Aufschluß der Bergwerke von Broken Hill. Sodann beschloß man das reiche Katangagebiet im südlichen Teil des Kongostaats dem Weltverkehr zu erschließen. Nachdem die Grenze des belgischen Kongostaats einmal überschritten war, lag es nahe den Anschluß an die Hauptverkehrsader des Landes, den Kongo, zu suchen, dessen Oberlauf verhältnismäßig leicht

erreichbar
Plans hat
um 2 Jah
eine durchg
stadt nach
Auch politisc
mentlich währ
Verbindung
Die Linie v
nach Bukam

**Dollart : Trok-
kezalegung**

... Meerbusens,
in den sich die Ems er-
gießt, macht stetig weitere Fortschritte.
Während der Dollart vor 4 Jahrhunderten noch eine Fläche von etwa 450 Quadratkilometer bedeckte, ist er nun durch verschiedene Eindeichungen, besonders oberhalb und unterhalb Emdens, um mehr als die Hälfte verkleinert. Die meisten dem Meer abgerungenen Flächen sind Eigentum des Fiskus. Unlängst wurde zwischen Emden und Borkum eine reichlich 300 Hektar große Fläche eingedeicht und für die Landwirtschaft nutzbar gemacht. Umfangreiche Eindeichungen läßt gegenwärtig auch die Regierung unterhalb Emdens, an der Larrelter Bucht, ausführen. Anfänglich schritten die Bauarbeiten nur langsam fort, weil die von den Baggern ausgespülte Erde von der hier herrschenden starken Strömung wieder fortgerissen wurde; jetzt aber gehen sie flott von statten. In der Richtung Larreit-Wybelsum ist bereits eine Deichstrecke fertig. Ein Trockenbagger liefert die zum Deichbau erforderliche Erde aus dem Vorland. Die von der Strömung am meisten gefährdete Strecke ist so weit gefestigt, daß selbst Sturmfluten dem Deich keinen schweren Schaden mehr zufügen können. Das neu eingedeichte Gelände wird insgesamt etwa 1600 Hektar bestes Ackerland liefern.

Betonschiffe In einer Werft an der Küste des Stillen Ozeans in den Vereinigten Staaten ist kürzlich ein Eisenbetonschiff von 7900 Registertonnen vom Stapel gelaufen, das den Namen The Faith erhielt. Das Schiff ist 97 Meter lang und wird voraussichtlich 10 bis 11 Knoten Geschwindigkeit erreichen. Falls sich derartige große Betonschiffe bewähren, könnte die amerikanische Schifffahrt daraus starke Vorteile ziehen, und der rasche Ausbau der amerikanischen Handelsflotte würde dadurch sehr gefördert. Der früher geplante Bau von Holzschniffen krankte daran, daß die Bauhöf-

gestellt wer-
 eit verstrich,
 en Bau ge-
 Auch die
 nden Zahl in
 ener Arbeits-
 r Schwierig-
 nden mußte
 erden, daß
 großem Um-
 önnste. Nun
 Bau von Be-

dürfte an sein.

tenschiffen treten, bei nur geringe
 Mengen Stahl und wenige gelernte Ar-
 beiter erforderlich sind. Da die Fertig-
 stellung der Betonschiffe bis zum Sta-
 PELLAUF nur etwa 90 Tage braucht, so
 würden auch die Werften gut ausge-
 nutzt werden und keine hohen Kapital-
 anlagen erheischen. Die Baukosten wür-
 den sich für diese Schiffe nicht höher
 stellen als für Holzschiffe.

Nach Beendigung der Probefahrten un-
 ternimmt die Faith eine große Reise
 nach dem Osten, um den Beweis ihrer
 Seetüchtigkeit zu erbringen. Da über
 die Verwendbarkeit großer Betonschiffe
 bisher noch keine Erfahrungen vorlie-
 gen, wird man erst dann ein begründe-
 tes Urteil über sie abgeben können.

Straßenbahnen Die Zahl der in Preußen
 im Jahr 1916-1917 vorhande-
 nen oder genehmigten
 Straßenbahnen betrug am Ende des Be-
 tribsjahrs (31. März 1917) 204, 1 mehr
 als im Vorjahr. Die Gesamtzahl stieg
 seit 1892, dem Jahr, in dem das Klein-
 bahngesetz in Kraft trat, um 125 oder
 158 %. Die Streckenlänge stellte sich
 auf 3 940,39 Kilometer (3 918,92 im Vor-
 jahr); 1892 waren 875,70 Kilometer vor-
 handen, so daß die Zunahme rund
 350 % beträgt.

74 Bahnen (36,3 %) haben normale
 Spur, 120 (58,8 %) 1 Meter, der Rest
 hat verschiedene Spurweiten. Als Be-
 tribsmittel dienen Dampflokomotiven
 bei 10 Bahnen (4,9 %), Elektromotoren
 bei 177 Bahnen (86,8 %), Pferde bei
 10 Bahnen (4,9 %), Drahtseile bei
 5 Bahnen (2,4 %); gemischten Betrieb
 haben 2 Bahnen (1,0 %). Personenbeför-
 derung allein betrieben 139 Bahnen
 (68 %), Güterbeförderung 4 (2 %), Per-
 sonen- und Güterbeförderung 61 (30 %).
 Das Anlagekapital sämtlicher preußi-
 scher Straßenbahnen betrug 1 166 527 188
 Mark oder durchschnittlich 285 000 Mark
 für den Kilometer.

Totenliste In Hannover starb Mitte
 Mai der Professor für
 Brücken-, Straßen- und
 Eisenbahnbau Wilhelm Laun-
 hardt, im Alter von 86 Jahren. Er
 stand lange im Hannoverschen Staats-
 dienst an hervorragender Stelle. Seine
 Tätigkeit lag hauptsächlich auf dem Ge-
 biet des Trassierens, des Tarifwesens
 und der allgemeinen Wirtschaftslehre.
 Besondere Anerkennung fanden seine
 Arbeiten Theorie der Tarifbildung der
 Eisenbahnen /1891/ und Die Bauwür-
 digkeit der Nebenbahnen /1897/. Er be-
 schäftigte sich auch mit der mathemati-
 schen Begründung der Volkswirtschafts-
 lehre. In breiteren Kreisen wurde sein
 Büchlein Am tausenden Webstuhl der
 Zeit (in der Teubnersammlung Aus Natur
 und Geisteswelt) bekannt.

Im Februar starb in Friedrichroda der
 langjährige Redakteur der Zeitung des
 Vereins deutscher Eisenbahnverwaltun-
 gen Otto von Mühlentfels, 74
 Jahre alt. Er war von 1893 bis 1899
 Präsident der oldenburgischen Staats-
 bahnen.

In Essen starb im Juli, 70 Jahre alt,
 der Wasserbautechniker Alexander
 Hermann, der am Bau des Dort-
 mund-Ems-Kanals, an den Vorarbeiten
 zum Mittellandkanal und am Bau von
 Teillinien dazu beteiligt war. Er hat
 auch große Eisenbahnbauten ausgeführt.

Kurze Chronik In der Schweiz sind
 zurzeit 36 Kraftwagen-
 linien im Betrieb. Davon
 werden, wie die Allgemeine Automobil-
 zeitung berichtet, 18 von der Postver-
 waltung betrieben, während die übrigen
 in der Hand von Privatunternehmern
 liegen. Der gesamte Bestand an Fahr-
 zeugen umfaßt 70 Wagen, von denen 64
 in der Schweiz, 6 im Ausland hergestellt
 wurden. ◊ Das neue Trockendock
 in Boston wird 364 Meter lang und 45,5
 Meter breit werden und somit imstande
 sein die größten Handels- und Kriegs-
 schiffe aufzunehmen. Ein Mittelort er-
 möglicht es das Dock in 2 Abteilungen
 von 202 und 158 Meter Länge zu teilen.
 Die Docksohle liegt 11,6 Meter unter
 dem mittlern Niederwasserspiegel.
 3 Schleuderpumpen von je 11 000 Pferde-
 stärken können das Dock innerhalb
 2 Stunden leeren. ◊ Eine Vorlage über
 die Elektrifizierung der Berliner
 Stadtbahn ist erst im nächsten
 Herbst zu erwarten.